

Peenemünder erinnern sich!

Beginnend mit dieser Ausgabe unseres Infoblatts möchten wir eine alte Tradition wieder zum Leben erwecken. In den ab 1980 erschienenen Ausgaben „Die Rakete“ veröffentlichte die Interessengemeinschaft der ehemaligen Peenemünder unter der obigen Überschrift „**Peenemünder erinnern sich!**“ diverse Erinnerungsberichte, die oftmals sehr detailreich den Alltag in den Peenemünder Versuchsstellen schilderten – abseits der üblichen „Geschichtsschreibung“. Gerade die älteren Ausgaben der „Rakete“ bergen viele Schätze, die vielen unserer neueren Mitgliedern so nicht bekannt sind. Bevor wir aber diese „alten Kamellen“ wieder aufwärmen, starten in diesem Infoblatt wir die Reihe mit einem Bericht des ehemaligen Oberzahlmeisters Karl Nehls (1895-1977), der sich so noch nicht in der „Rakete“ wiederfand.

Karls Nehls war Leiter der Heeresstandortkasse und seit Ende August 1939 in der Peenemünder Heeresstandortverwaltung tätig. Seine Erinnerungen an Peenemünde zeichnete er Ende der 1960er Jahre auf und veröffentlichte diese ab August 1969 als Fortsetzungsbericht in der Pommerschen Zeitung. Unklar ist, ob er für diesen Bericht Tagebuchaufzeichnungen nutzte, oder sich nur auf sein Gedächtnis verließ. So mit muß dieser Bericht kritisch betrachtet werden. Es gibt einige Stellen, an den es falsche Angaben gibt.

Ich war in Peenemünde

**Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in "Die Pommersche Zeitung"**

„Peenemünde ist eine Auszeichnung dort können wir nicht jeden gebrauchen, das nehmen Sie bitte zur Kenntnis!“ Das war die Antwort des Oberfeldzahlmeisters Feyerabend von der Wehrkreisverwaltung II in Stettin, als ich die Bitte vortrug, mich wie die anderen Kameraden im Bedarfsfalle in Stettin zum Einsatz anzufordern. Ja, ich wollte noch einmal wieder den Soldatenrock anziehen. Wie es dazu kam, und was ich auf der Heeresversuchsstelle Peenemünde, in den folgenden Ausführungen kurz HVP genannt, erlebte, möchte ich hier erzählen.

Mit Blitzsiegen hatte Adolf Hitler den Polenfeldzug geführt und vorher ebenso blitzartig die Tschechoslowakei überrannt. Daß diese Erfolge ihn ermutigten, trotz gegebener Versprechen bei dem Erreichten nicht stehen zu bleiben, mußte selbst dem Einfältigsten klar werden. Schlagworte wie „Der Blick nach dem Osten“ u. a. m. konnten diese Absichten nur unterstreichen.

Wenn heute vielfach geltend gemacht wird: „*Ich war damals dagegen*“, so ist doch wohl keineswegs abzuleugnen, daß Hitlers Erfolge die meisten Deutschen

beeindruckten. Die schon auf Parteitagen gezeigte „Schimmernde Wehr“ konnte doch wohl kaum lediglich Propagandazwecken dienen. Die Erreichung gesteckter Ziele war jedoch nur möglich, wenn jeder an Leib und Seele gesunde Deutsche zu dem Waffengang antrat.

Auch ich wollte dazu meinen Beitrag leisten und traf die nötigen Vorkehrungen, nicht zu warten, bis man mich holte. Meine Meldung zu einem Lehrgang als Verwaltungsoffizier wurde angenommen. Im Frühjahr 1939 hatte ich ihn mit Erfolg absolviert, als mir der bereits zitierte Bereitstellungsbescheid für Peenemünde ausgehändigt wurde.

Da sagen sich die Füchse gute Nacht.

Weshalb wollte ich nicht nach Peenemünde? In der Unterhaltung mit den Kameraden erfuhr ich, daß ich als Einziger nicht in eine größere Garnisonstadt abgeordnet war. So bekam ich denn auch bald zu hören: „Peenemünde, da sagen sich die Füchse gute Nacht“. u. a. m.

Für mich selbst war Peenemünde kein Begriff. In einem Brockhaus für 1936 war nachzulesen: „Peenemünde 290 Einwohner, die vom Fischfang leben und Ackerbau treiben.“ In der Schule hatte ich gelernt, König Gustav-Adolf von Schweden landete 1631 in Peenemünde und rettete für die Deutschen die Sache des Protestantismus. Im Rundfunk hatte ich über einen Moskauer Sender lediglich „schwarzgehört“, daß auf der Insel Usedom etwas Geheimnisvolles geschähe.



Viehaustrieb im alten, einsam gelegenen Dorf Peenemünde. Hier lebten zwar Menschen dicht an der See, aber nach Meinung der meisten, die damals von Peenemünde hörten, sagten sich dort die Füchse gute Nacht. (Foto: Karl Nehls, aus: Die Pommersche Zeitung, 9.8.1969)

Schwierigkeiten, die HVP zu erreichen

Das von mir vorgebrachte Veto hatte keinen Erfolg. Ich ergab mich in mein Schicksal und wartete nun der Dinge, die kommen sollten. Am 21. 8. 1939 in der Morgenfrühe übergab ein Hitlerjunge mir an der Türe meines Hauses Pasewalker Chaussee Nr. 114 einen roten Schein, über dessen Sinn und Zweck ich nicht weiter nachzudenken nötig hatte. Er enthielt die lapidare Aufforderung: „Sie haben sich sofort usw.“

Wer einmal mit der Wehrmacht zu tun gehabt hatte, kennt diese „freundliche Einladung“. Das war ja nun kein Einsatz an der Kampffront, zudem nicht unerwartet, so daß ich in aller Seelenruhe die Vorbereitungen zur Abreise traf. Wenn ich hier von der allgemeinen Begeisterung sprechen sollte, so war sie keineswegs die vom 2. August 1914. Die sich dazu bekannten, mögen von Partei wegen dazu angehalten worden sein. Ich denke dabei besonders an die Jugend. Die älteren „Semester“ wußten aus der Erfahrung des 1. Weltkrieges ja bereits, wie so „etwas“ auslaufen kann. Solche Überlegungen traten zwar nirgendwo in Äußerungen in Erscheinung. Sie hätten Bestrafungen wegen Wehrkraftzersetzung zur Folge gehabt, und im Übrigen erachtete die Allgemeinheit der Deutschen damals das Handeln Hitlers für rechtens.

Als ich feststellte, Peenemünde hat keinen Reichsbahnhof, wurde mir auf Befragen bedeutet: „*Da fahren Sie bis Zinnowitz, und von da geht so etwas wie eine Privatbahn nach Peenemünde.*“ Am Sonnabend, dem 25. 8., ging ich dann auf die Reise. Auf dem Wege zum Bahnhof war auf der Grünen Schanze wohl lebhafter Verkehr, vaterländische Lieder singende Passanten beobachtete ich jedoch nicht. Der Gauleiter Franz Schwede-Coburg hatte zudem auch den Ausschank von Alkoholika verboten. Es war 16.24 Uhr als ich Stettin in Richtung Pasewalk verließ. Wie oft hatte ich früher diese Verbindung für Reisen nach Kiel benutzt, wohin ich durch das schöne Lübeck und Mecklenburg fuhr. Heute hieß es in Pasewalk aussteigen. Von dort boten sich zwei Möglichkeiten, Peenemünde zu erreichen. Einmal über Ducherow-Anklam - Greifswald - Wolgast - Wolgasterfähre, oder Ducherow - Usedom - Swinemünde - Zinnowitz. Ich wählte die letztere Strecke. Nicht in Swinemünde Station zu machen, mich in der „Blauen Traube“ oder in „Laubes Gaststätten“ für das Kommende zu stärken, die Dienstanweisung lautete ja „auf direktem Wege“.

Der Gegenzug von Swinemünde war schon überbesetzt von Badegästen, die angesichts der noch zu erwartenden Geschehnisse den Badeaufenthalt vorsorglich abgebrochen und die Heimreise angetreten hatten. Bei dem Passieren von Ahlbeck, Henningsdorf, Bansin und den kleineren Badeorten Kölpinsee, Koserow und Zempin war diese Unruhe weniger zu beobachten. Dagegen bot sich in Zempin, an der schmalsten Stelle der Insel von nur 2 km Breite, etwas für mich Neuartiges an. Das militärische Sperrgebiet begann, es endete mit der Zielstation des Zuges in Wolgasterfähre. Alle Fahrgäste, die auf einer der in diesem Bereich liegenden Stationen auszusteigen beabsichtigten, jedoch nicht im Besitz eines Ausweises der HVP waren, mußten in einen besonders markierten Wagen umsteigen, in dem auch eine Begleitperson Platz nahm. Sie war von der hier postierten Wache abgeordnet. Diese war von

Leuten besetzt, die von einem Neuling wie mir schwer zu definieren waren: Das Grau des uniformschnittähnlichen Anzuges sollte ihnen wohl den Anschein von Soldaten geben. Dagegen sprachen jedoch die „reifere Jugend“, sowie auch die Haltung. Mir sollten diese „Weihnachtsmänner“, wie wir die Leute des Wachtrupps Schütz (Billi, Billi) nannten, später noch sehr oft begegnen. Bei der Kontrolle meines Wagens durfte ich dann nach Vorzeigen meines Einberufungsbefehls sitzenbleiben. Ich wurde aber gleich daraufhingewiesen: „*Mit dem Zettel wer'n Se woll nich' rinkommen!*“ Der Mann kannte seinen „Kollegen“ in Zinnowitz. Etwa 50 m weit entfernt vom Aussteigebahngleis sah ich ein kleines Häuschen, wieder mit Sperre. Diese auch besetzt mit einem Pseudowachmann, und dahinter auf dem Gleis eine schwarzqualmende Lok mit einigen nicht mehr so ganz neuen Wagen, beschriftet „Heeresversuchsstelle Peenemünde“, der „Feurige Elias“.

Später wurde dieses „Zügele“ durch eine moderne Schnellbahn ersetzt, wie sie in Berlin oder Hamburg etwa als U-Bahn keineswegs anzutreffen war. Die Russen erkannten Jahre später durchaus ihre Qualität und vereinnahmten sie für Moskau, so weit einige Züge nicht bei dem Luftangriff 1943 vernichtet waren.

Da wurde ich dann auch schon mit der ersten Schwierigkeit meiner Einberufung konfrontiert: „*Nee, damit kann ich Sie nich' durchlassen. Jeder der auf die HVP will, muß einen von dieser ausgestellten Ausweis mit einem farbigen Strich sowie eine gleichartige Plakette am Rockaufschlag vorzeigen können. Wat Sie da haben, genügt nich'.*“



Auch der Hinweis, die Verantwortung für meine durch das Verhalten der Wachleute eintretende verzögerte Meldung zu übernehmen, vermochte den „sturen Heini“ nicht zu erweichen. Wäre man später nur immer so konsequent verfahren! - Da kam mir dann aber doch ein Mann in einer der SS-ähnlichen Uniform zu Hilfe und verbürgte sich dafür, mich bei der Hauptwache abzuliefern. An dieser Stelle sei gleich die kürzlich in einer Illustrierten aufgestellte Behauptung widerlegt, SS-Leute, von „Bluthunden“ begleitet, hätten bei dem Luftangriff 1943 aus dem Barackenlager Trassenheide flüchtende Fremdarbeiter erschossen, bzw. die Fremdarbeiter von den Hunden zerfleischen lassen. Diese Aussage ist in vollem Umfange unwahr. In Peenemünde waren weder SS-Formationen anwesend noch wurden „Bluthunde“ herangezogen. Die Wachleute waren zeitweise, besonders am Wasser von gewöhnlichen, nicht abgerichteten Schäferhunden begleitet.

Bei der Durchfahrt der kleinen Ortschaften Trassenheide, Karlshagen bekam ich den ersten Eindruck, welch herrliches, schönes Stück Erde hier lag. Vor allem Buchenwald säumte den weißen Strand. Leicht erreichbar war die weite See, ein Erholungsgebiet mit tiefster Ruhe an kleinen Wassertümpfeln im dichten Waldrevier.

Bei der Station Werk Ost stieg ich mit meinem Begleiter, einem Wachmann der Luftwaffe vorn Werk West aus und ging einige Schritte zurück. Links war mir sogleich ein größeres Gebäude mit der wehenden Wehrmachtsflagge aufgefallen; auf der gegenüberliegenden Hauptwache wurde ich dann „abgegeben“.



Kontrollpunkt an der Hauptwache (nachkoloriertes Foto, HTM Archiv)

Mit der 1. Sperre auf dem Bahnhof in Zempin hatte es „geklappt“, die 2. Sperre auf dem Bahnhof in Zinnowitz hatte ich mit viel Mühe überwunden. Was würde sich nun hier beim 3. Halt abspielen? Wider Erwarten ging es gut, als man mir zur Begleitung nicht einmal einen Wachmann mitgab, sondern ein junges Mädchen sich erbot, mich endlich an Ort und Stelle zu bringen. Es war Lisa Ohrt, die Tochter des Kraftfahrzeug- und Garagenmeisters, der mit seiner Familie, im gleichen Hause der Hauptwache wohnte. Auf Befragen erfuhr ich dann, daß die Heeresstandortverwaltung, in der Folge immer der Kürze wegen HStOV genannt, ihre Diensträume in dem schon von mir beachteten respektablen Gebäude der Kommandantur habe. Im Parterre sahen Elsa Kollhoff und ein Fräulein Hillebrandt etwas gelangweilt aus dem Fenster, sie befanden sich im sogenannten Bereitschaftsdienst. Alle drei wurden später meine Mitarbeiter, die mir jetzt mitteilten: „*Geh'n Sie man noch ein wenig spazieren, der Chef ist bestimmt heute um 20 Uhr hier.*“

(Fortsetzung folgt)

(tk)

Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in "Die Pommersche Zeitung"

1. Fortsetzung

Umschau im geheimnisvollen Bereich

Bei der strengen Bewachung, wie ich sie hier nun schon mehrmals kennengelernt hatte, konnte ich mich wohl nicht weit außer Bereich der Wachposten wagen. Eventuelle Fragen beim Verlaufen hätten mich evtl. zu einem Spion werden lassen. Ich war ja nun in einem militärischen Sperrbereich, aber Soldaten hatte ich immer noch nicht gesehen.

Gegenüber dem Bahnhaltepunkt stand vor dem langen Gebäude eine Feuerwehrleiter. Das konnte also die Feuerwache sein. Zwischen ihr und der Hauptwache standen einige Kraftwagen vor der Großgarage. Wer wohl in den beiden kleinen Häuschen jenseits des Bahngleises wohnte. Daß ich dort in Haus 1 schon bald mein Domizil aufschlagen sollte, konnte ich im Augenblick nicht wissen. Den Weg entlang kam man schon wieder an ein Tor. Ja, das war schon wieder eine Sperre bei Haus 4. Zuvor links ein Übereckgebäude mit lebhaftem Ein- und Ausverkehr. Tatsächlich, das sah nach so etwas wie Kantine aus, es waren aber auch nur wieder Zivilisten, die hier herauskamen. Die Russen hatten schon recht, Peenemünde war wirklich etwas Geheimnisvolles.

Bei solchen Überlegungen kam plötzlich ein Zivilist auf mich zu: *Entschuldigung, sind Sie nicht Herr Nehls?* Über diese Frage merklich verwundert, wurde ich hier etwa schon „beschattet“, konnte ich sie nur mit ja beantworten. *Mein Name ist Biehlig.* Biehlig, Biehlig, ich erinnerte mich an einen Abteilungsleiter Biehlig bei der Provinzialbank in Stettin. Er war es, der mir gegenüberstand und schon einige Tage vor mir zu „löblichem Tun“ hierher gekommen war.

Die 1939er Peenemünder Soldaten-Familie

Es war inzwischen 19.30 Uhr geworden, und wir trafen dann in seinem Dienstzimmer den gemeinsamen Chef Oberzahlmeister Roepke an. „*Nun, so eilig hätten Sie es mit dem Kommen nach Peenemünde nun auch gerade nicht zu haben brauchen, morgen ist außerdem noch Sonntag!*“ Diese Begrüßung war so etwas wie ein Beweis,

daß es hier ganz gemütlich zuging. Kleine dicke Leute sollen ja wohl immer so etwas Gemütliches an sich haben, dies könnte dann auch auf Roepke zutreffen, der mit einem besonderen Stolz davon sprach, daß er von der Kavallerie gekommen war.

Im Trainingsanzug, gut „im Futter“, ein Mitdreißiger, machte er den Eindruck, daß mit ihm gut auszukommen sei. Die Unterhaltung im „Meckelbörger Platt“ schien das Gesagte zu bestätigen. Frau Minnie, mit einer Handarbeit beschäftigt, rundete das Idyll ab. Verabschiedung an mich mit dem Hinweis, der Dienst begäne am Montag, früh 7 Uhr. Anweisung an Narloch, den jüngsten Zahlmeister, mich in meine Wohnung im Haus 1 zu bringen. Bubi, der immer frohgemut war, trinkfreudig wie fest, wurde im Fronteinsatz schwer verwundet und verstarb nach kurzem Lazarettaufenthalt.

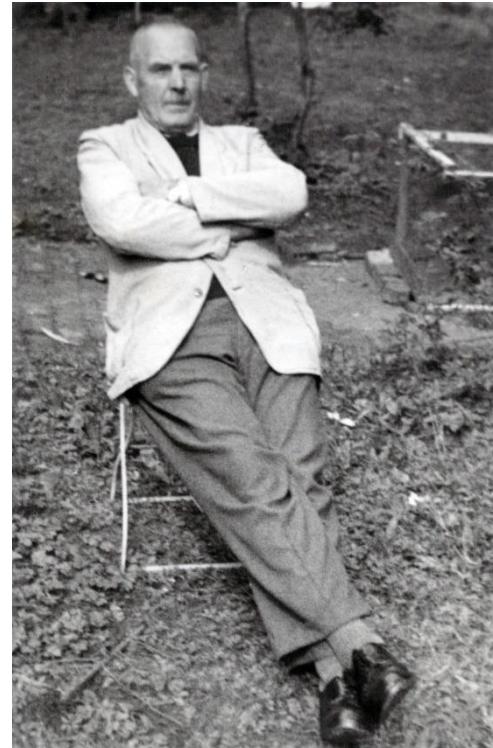


Abb. 1 - Carl-August Röpke im Garten seines Hauses in der Bahnhofstr. der Siedlung, 1939 (HTM Archiv, NL Dieter Stauch, Bild 1-10)

Meine „Burg“ für länger als zwei Jahre wurde nun ein Zimmer im Haus Nr. 1, eine nette eingerichtete Junggesellenbude. An den Türen der im Parterre nebenan gelegenen Zimmer las ich Namen wie Dr. Steinhoff, Dr. Schilling, Dr. Rees, Riedel u. a. Damals zunächst kein Begriff für mich, heute wiederum spricht von einigen unter ihnen als Mitarbeiter von Dr. von Braun, die Welt.

Wir pflegten bald nicht nur eine harmonische Hausgemeinschaft, sondern fanden uns auch zu frohem Umrunk im Kasino zusammen. Dabei wurde nie etwas über ihre Tätigkeit, es wurde auch ansonsten nicht von dem, was in Peenemünde vorging, gesprochen. Das erklärt, daß ich auch sehr spät wußte, welch eine todbringende Waffe in Peenemünde entstand. Beim Abendessen lernte ich im Kasino dann auch den 3. Aktiven der HStOV Zahlmeister Dehtloff kennen, nächst Roepke der Dienstälteste, als dessen mehr oder minder rechte Hand er auch immer in Erscheinung trat. Dethloff, als Flügelmann aus dem Wachbataillon in Berlin im Hunderttausendmann-Heer gekommen, war „um eines Hauptes Länge größer denn alles Volk“. Den „Soldaten vom Scheitel bis zur Sohle“ immer herauszustellen bemüht, wirkte er zeitweise etwas „eckig“.

Welche guten Verbindungen waren es, die es bis fast zum Ende des Krieges vermochten, ihn vom Fronteinsatz freizustellen? Allerdings hatte er Kenntnis, wo bei dem Prüfstand VII die Blaubeeren am meisten angesetzt hatten. In einem erstaunlichen Umfange wußte er auch Bescheid, was hinter Haus 4 auf den Prüfständen und Laboratorien geschah. Immer wieder rühmte er sich der Bekanntschaft mit dem in einer Hausgemeinschaft lebenden Meister Grünow. Dethloff, „Neckisch“, wie er im Kameradenkreise immer genannt wurde, blieb noch kurz vor Kriegsende vor dem Feinde.



Abb. 2 – Großer Saal des Offiziersheims Haus 6 (Kasino), o.D., nachkoloriert (HTM Archiv, NL Hermann Hesse)

Im Kasino waren wenige Gäste anwesend, das war wohl mit dem Sonnabend zu erklären, an dem die sonstigen Besucher nach Swinemünde gefahren waren, bzw. in der nur 11 km entfernten Herzogstadt Wolgast weilten. Als ich wieder von dem Mangel an Uniformierten sprach, wurde ich über die Peenemünder Soldatenfamilie unterrichtet, die auf dem Platz wohnte.

Kommandeur der HVP Oberstleutnant Zanssen, sein Adjutant Hauptmann Rummschöttel, Hauptmann Haarig, dem die Kraftfahrzeuge, die Feuerwehr und der Wachtrupp unterstanden. Verwaltungsoffiziere in der Zahlmeisterei Stabszahlmeister Bernhard Schuld mit seinen Mitarbeitern Kavelmann und Schulz, die später noch durch die Kameraden Borchard und Wendeholm erweitert wurden.

Das „Arbeitstier“ in der Zahlmeisterei war der Kamerad Martin Krauß, er hatte vor lauter Arbeit auch nie Zeit. Aus der Kameradschaft mit Martin wurde zu mir eine aufrichtige Freundschaft. Sein Können als Hochtourist in den 4000er Dolomiten praktizierte Martin mit seiner Frau, meiner Frau und mir in den Bergen des Werdenfelser Landes. Heute ist Martin als Oberamtmann im Dienst bei der Bundeswehr in München. In der genannten Familie hat unter Wahrung des Vorgesetztenverhältnisses immer ein harmonisches, herzliches Verhältnis bestanden.

Zanssen, später Generalmajor, sprach später in einem seiner Briefe an mich von der schönen Gemeinschaft, in der wir damals lebten. Damals, denn noch vor Kriegsende, erschwerten, wie manchem anderen Peenemünder, Parteiintrigen auch diesem aufrechten Soldaten die Arbeit. Durch die spätere Vermehrung der Anstalt um Soldaten und Zivilangestellte ging das Zusammengehörigkeitsgefühl verloren. Noch nie zu Gast in einem Offiziersheim, war ich von seiner Einrichtung und der in ihm herrschenden Atmosphäre außerordentlich beeindruckt. In gleicher Weise traf dies anlässlich einer anschließenden Besichtigung des nebenan gelegenen Unterkunfts-hauses 5 zu. Dort wohnten Dr. von Braun und General Dornberger. Räume für den Besuch von Prominenz standen immer bereit. Ein gern gesehener Gast war die Fliegerin Hanna Reitsch. Mit von Braun schon aus der Segelfliegerzeit bekannt, trug diese Frau neben dem EK 1. Kl. die Fliegerspange mit Brillanten.



Abb. 3 – Leo Zanssen, Juni 1943
(HTM Archiv, Sammlung Wischmann)

Wem war der Bau der repräsentativen Baulichkeiten zu verdanken? Weitgehend hatte Hermann Göring dabei seine Hand im Spiel gehabt. Bei dem Bau der Versuchsstelle, die am Beginn ausschließlich der Luftwaffe dienen sollte, hatte Göring den Standpunkt vertreten: Wenn meine Männer auf der Insel vereinsamt leben müssen, dann soll es ihnen auch an nichts fehlen. Das Heer dehnte sich dann später derart aus, daß die Luftwaffe mit ihrem Areal weit zurückstand. Wenn wie jedes Offiziersheim auch das in Peenemünde als Leiter einen Offizier besaß, so lag die Bewirtschaftung doch in den Händen eines privaten Ökonomen, 1939 mit Namen Kerl. Die Bedienung erfolgte durch Ordonnanzen, von denen mir der Hamburger Petersen als sehr tüchtig in Erinnerung geblieben ist. Als sie zum Einsatz an die Front kamen, waren Serviererinnen ihre Nachfolger. Speisen und Getränke wurden in reicher Vielfalt und guter Qualität geboten. Der abendliche Besuch im Kasino ging mit einem Umtrunk zu Ende.

Kantine Fischer

Der folgende Tag (Sonntag) kündigte sich mit herrlichem Sonnenschein an, der Gelegenheit bot mit Narloch den näheren Bereich um das Kasino und den Zweck der darauf erstellten Gebäude kennen zu lernen. Diese waren zur besseren Kenntlichmachung mit Nummern versehen, wenn auch keineswegs draußen angemalt. Wie meine Behausung Nr. 1, so diente auch Nr. 2 der Unterbringung von Angestellten des Werkes. So etwas wie ein „Empfangschef“ saß in jedem Hause, ein Hausmeister, dem neben der Sauberhaltung der Unterkunft auch die Kontrolle der Besucher oblag. Diese Funktion war in den von Männern bewohnten Häusern weniger bedeutungsvoll als in den Unterkunftshäusern L 1 und L 2 der weiblichen Angestellten in Karlshagen. Wer einmal in Peenemünde war, wird sich zweifellos der Kantine Fischer erinnern, mit ihrem Ökonom gleichen Namens. Er und seine Frau, beide von großer Liebenswürdigkeit, boten gute Küche und ebenso gute Getränke an.

Es war ein besonderer Anziehungspunkt, eigentlich für die Angestellten und Arbeiter vorgesehen. Im großen Saal konnten Hunderte speisen, während ein kleiner Nebenraum oft zu kleineren festlichen Veranstaltungen auch der Offiziere diente. Diese nahmen zeitweise hier auch ihre Mahlzeiten ein, wenn die Gedecke im Kasino nicht so zusagten. So erinnere ich mich eines höheren Beamten aus dem Ministerium, bei dem es beinahe Regel war, daß er sich zu mitgebrachten Broten lediglich nur das Geschirr entlieh und die Fischers nur das Getränk lieferten. Bei deren Liebenswürdigkeit lag das einfach drin. Weniger freundlich tat sich seine Verkäuferin im offenen Verkaufsladen, Fräulein Schmidt, die für die Hergabe der schon knapp gewordenen Butter auch bei Abgabe von Lebensmittelmarken später anscheinend ihren bevorzugten Kundenkreis hatte.



Abb. 4 – Kantine Fischer, o.D., nachkoloriert (HTM Archiv, NL Hermann Hesse)

Fischer wurde so etwas wie das „medizinische Wunder“ geheißen. In der Bewirtung mit „Trinkbarem“ war er sehr spendabel, tat sehr kräftig mit, lag am nächsten Tage todkrank, um wieder am Tage darauf in strahlender Laune seine Gäste zu begrüßen. Die Biederkeit dieses Mannes verdient es, an dieser Stelle hervorgehoben zu werden. Erich Fischer wußte immer Rat. Sein Verdienst bewegte sich auf ansehnlicher Höhe, so daß er später in der neu entstandenen Siedlung noch eine Großkantine dazu eröffnete. Nach dem Kriege besuchte ich ihn noch einmal im Hessischen. Viel Ware hatte er aus Peenemünde herausretten können. Er erwarb ein ansehnliches Hotel, in dem die Amis viel bare Münze in Dollars ließen. Wie schon früher in Peenemünde ging ihm auch hier die Gutmütigkeit durch und ließ ihn zu einem armen, bedauernswerten Manne werden, obwohl er so viel Gutes getan hatte.

Heute am Sonntag ist das Tor geschlossen, es verbindet Haus 3 (die Kantine Fischer) mit dem Haus 4. Aber auch an Werktagen hätten wir hier nicht passieren können, wir standen vor dem Zugang zum Entwicklungswerk EW. Im Haus 4 befanden sich überwiegend die Diensträume für den technischen Betrieb. Im Parterre war der Einkauf untergebracht. Ihre Leiter waren, wie ich mich erinnere, die Oberstleutnante Lange und Schilasky. Dieser beschäftigte eine Sekretärin Voigt aus Stettin. Eine beachtliche Rolle spielte Herr Genthe. Haus Nr. 5, die Unterkunft für die Prominenz, hatte ich schon erwähnt. Das Kommandogebäude mit der Nr. 6 beherbergte außerdem noch im Parterre die Zahlmeisterei, oben und unten die HStOV, oben „residierte“ Hauptmann Haarig mit seiner Kraftfahrtabteilung. Narlochs Vorschlag, noch einen Spaziergang an die See zu machen war mir durchaus willkommen. Seeluft regt bekanntlich den Appetit an. Durch den Südausgang des Kasinos liefen wir an einem kleinen Blockhaus vorbei und erreichten in wenigen Minuten eine Lichtung. Durch die Tannen schimmerte schon die ruhige, silbrige See und machte sich auch bereits im Rauschen bemerkbar.

Vielleicht war ich davon so eingenommen, daß ich gar nicht mehr mitbekommen hatte, daß Narloch eine recht zackige Ehrenbezeugung vor einem auf uns zukommenden untersetzten Herrn machte. Meine Verwunderung wurde bald zerstreut: Das war der Kommandeur der Heeresversuchsstelle Oberstleutnant Zanssen, der anscheinend ein Bad genommen hat und beabsichtigte, sich im Blockhaus umzuziehen, wieder keine Uniform. Aber was ist denn das, da kommt ganz zutraulich zu uns ein Reh heran. Alte Peenemünder, wer erinnert sich noch an unser „Hänschen“?



Abb. 5 - Kinder der Familie Leo Zanssen mit ihrem Reh "Hänschen" in Peenemünde März 1940
(HTM Archiv, Sammlung Wischmann)

Im Anblick der weiten See hätte ich am liebsten ins Wasser hineinspringen mögen. Neben dem strengen Dienst und inmitten aller Geheimnisse konnte man hier baden wie ein Sommergast, ohne Kurkarte. Diesen Vorzug genossen meine Kameraden in den Stadtgarnisonen ja nun wieder nicht. Dafür mußte ich mir auch einmal kritisch sagen lassen: „*In Peenemünde sind Sie? Das soll ja eine wunderbare Landschaft sein, wo Sie nicht wissen, ob Sie zur Ost- oder Westfront gehören.*“ Hatte ich bei meiner gestrigen Ankunft auf der Anfahrt nach Swinemünde schon einen Begriff von der Schönheit der Landschaft bekommen, so lernte ich auf dem Spaziergang nach Peenemünde-Dorf ein Waldgebiet kennen, dem ich in seinem urwaldartigen Charakter nur einmal zuvor in Neuenburg bei Zetel in Oldenburg begegnet war.

Der Peenemünder Wald war ein Eldorado für Wanderer und Jäger, Zuflucht für Hochwild jeder Art. Bäume beträchtlichen Umfangs, wie der Sturm sie umgebrochen hatte, lagen zwischen meterhohen Farnen. Eine ungestörte Natur, damals noch mit reicher Vogelwelt, von der sich Wasservögel aller Art auf kleinen Seen tummelten. Dann zeigte sich auch schon das Dorf mit den kleinen reetgedeckten Fischerhütten.



Abb. 6 – Altes Reethaus im Fischerdorf Peenemünde, o.D. (HTM Archiv, NL Hermann Hesse)

Ich lernte diesen Menschenschlag, der hier seinem schweren Beruf nachging mit allen seinen Eigenarten kennen. Der Älteste, 92 Jahre alt - tiefe Furchen durchzogen das Gesicht - wettergebräunt, fragte schon damals besorgt: *"Mine, Herren, Sei meuten dat doch weiten, meuten wi hier ok noch weg?"* Ja, sie mußten weichen. Welcher Mittel wir uns dabei bedienen mußten, ich erinnere mich eines späteren Erlebnisses als Zeuge. Die Wehrmacht hatte wohl das Gelände 1936 durch Ankauf von der Stadt Wolgast in Besitz genommen, man mußte sich aber mit Rücksicht auf die zu errichtenden Baulichkeiten Gedanken darüber machen wie man auf möglichst humane Weise die seit Jahrzehnten angesiedelten Bewohner umzusiedeln hatte. Für diese Aktion wurde die „Deutsche Gesellschaft für innere Kolonisation in Berlin“, vertreten durch ihren Direktor Donner tätig. Er hatte eine ausgezeichnete Gabe bei der Vermittlung zwischen Wehrmacht und den Bewohnern mit diesen teilweise doch rechten Dickköpfen, fertig zur werden.

Weil er mit ihnen seit langem bekannt war, wurde von der Stadt Wolgast deren früherer Stadtinspektor Nürnberg abgeordnet. Nürnberg war auch als Verwaltungsoffizier im Dienst der HStOV im Referat Heeresgutbezirk tätig. Wir hatten längst herausgefunden, daß bei Gebrauch der vorpommerschen Mundart, nicht nur bei den

Verhandlungen, Sympathien zu erreichen waren. Wie Nürnberg bediente auch ich mich ihrer und habe deshalb an einigen Verkaufsverhandlungen teilgenommen. Meist wurden wir mit „*Nu komen de Halsabschnieder*“ begrüßt. Diesen „ehrenden“ Beinamen verdienten wir aber beileibe nicht, die Wehrmacht zahlte großzügig und schnell. Die jüngere Generation hatte das ja auch bald erkannt, so daß die Umsiedlung zügig vorankam. Bei den Unentschlossenen half dann auch einmal eine Flasche Richtenberger nach.

Als einige Saumselige immer wieder neue Einwände machten, wurden sie mit einer Sonderzahlung von 500 RM gefügig. So blieb dann ein besonders „Hartleibiger“ übrig. Immer erneute Besuche blieben fruchtlos bei den Planierungsarbeiten standen die Baumaschinen unmittelbar neben seinem Hause, dem auch der aufgespülte Boden bedenklich näherkam. Da stand sein Geburtstag vor der Türe, dem Manne fehlte nicht viel an 80. Während Direktor Donner in seinem Pkw vorsorglich draußen blieb, betraten Nürnberg und ich die Behausung des Alten, um ihn herzlichst zu beglückwünschen, was er mit „*Ji will'n mi doch blot denn Hals afdreigen*“ quittierte. Als wir dann aber noch Zigarren, eine große Tüte mit Kuchen, vor allem aber die „geschätzte Flasche“ abluden, kamen wir uns dann doch näher. Als etwa nach einer Stunde auch noch Major Rummschöttel als Gratulant mit einer Flasche Trinkbarem erschien - wir hatten ihn um „Beistand“ gebeten - kam die schon angeregte Stimmung auf ihren Höhepunkt und wir erhielten die Unterschrift. Im gleichen Augenblick trat Direktor Donner hinzu, sichtlich erleichtert. Hatte unser Kontrahent nun einmal von der vererblichen Auswirkung der Nürnberger Gesetze gehört, als er Nürnbergs Unterschrift auf dem Papier nachträglich erkannte? Er führ uns plötzlich ernüchtert an: „*Ick riet juch den Zettel twei; ick wull doch mit de Nürnberger Gesetze nie wat to don hewn*“. Zu spät.

Ja, auch das war Peenemünde. Die alten Fischerhäuser gaben der Landschaft wohl ihre besondere Note, im Innern waren sie jedoch z.T. abbruchreif, das gaben auch ihre Bewohner zu. Wegen der kriegsbedingten Bestimmungen durften die Fischer nicht mehr ausfahren, ihre Fahrzeuge schaukelten im Wasser der Peene. Die äußerste Landspitze war für uns nicht erreichbar, der Peenemünder Haken, ein versumpftes Schilfgebiet, Naturschutzgebiet für nistende Schwäne. Davon nahmen jedoch die Alt-Peenemünder wenig Notiz. So konnten wir manchen Steintopf mit Schwanenfleisch später ausfindig machen, vergraben oder in den Kellern.

Ein Blick noch hinüber zur 11 km entfernten Herzogstadt Wolgast, von ihr grüßt der Turm des Domes zu uns herüber. Die in den beiden Tagen gewonnenen vielfältigen Eindrücke boten nur reichlich Stoff für einen Brief nach Hause. Schon der 2. Tag ging zu Ende und ich hatte noch nichts für meinen Einsatz getan.

(Fortsetzung folgt)

(tk)

Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in "Die Pommersche Zeitung"

2. Fortsetzung

Der 1. Tag im Dienst

Nach den „gehabten“ Freuden eines Badegastes „geiht dat nu up anner Manier“, würde mein Vater gemeint haben. Es ließ sich aber ganz sachte an, als nach der Begrüßung um 7 Uhr Röpke vorschlug, zunächst an die Aufnahme der „personalia“ zu denken, damit ich in den Besitz der nötigen Ausweise sowie der Peenemünder Plakette käme. Auch ohne den grauen Rock war nun aus mir im Dienstrang der KVI Kriegsverwaltungsinspektor geworden. Mich nur so von meinen Untergebenen ansprechen zu lassen, hielt Dethloff zu bemerken für geboten. Mit „Herr“ in Verbindung lediglich mit dem Namen sei es nun vorbei, „Herren“ seien nur jene, die einen Hund hielten.

Dann wurde ich mit der Struktur der HStOV und ihren Arbeitsbereichen vertraut gemacht die auf der HVP von ganz besonderer Art waren. Die Gefolgschaft einschließlich Offizieren, Angestellten und Arbeitern belief sich auf 100 Personen. Der HStOV obliegt, wie der Name schon sagte, die Verwaltung des Geländes, das zum Zwecke der besseren Übersicht in mehrere Bereiche, eingeteilt ist, denen jeweils ein Beamter vorsteht. Er hat in gewissem Sinne wie ein Hauswirt für die Instandhaltung der Baulichkeiten und Anlagen, ihre zweckgeartete Verwendung und Aufsicht der von ihm Beschäftigten Sorge zu tragen.

Die Bewohner, die sich in Peenemünde aus Soldaten, Angestellten und Arbeitern, z. T. mit ihren Familien zusammensetzten, leben in einem Heeresgutsbezirk. Dieser hat keineswegs etwas mit Landwirtschaft zu tun, sondern ist der kommunalen Verwaltung einer Stadtgemeinde gleichzusetzen. Das erklärt, daß der Vorsteher der HStOV auch das Amt eines Standesbeamten ausübt.

Die für die Grundstücke benötigten Geräte und Materialien werden in einem Lager aufbewahrt und dort von einem Lagermeister verausgabt. Die Vielfalt des Benötigten: Möbeln, Gerät, Wasch- und Reinigungsmitteln, Werkzeugen u. a. m. konnte hinsichtlich seines Umfanges manches Warenhaus in den Schatten stellen.

Eine besondere Abteilung war die Kasse, in baren Zahlungen auf die Löhne für die verschiedenen Arbeitsbereiche der HVP zwar beschränkt, doch bildeten die unbaren Überweisungen für Leistungen an die Heeresversuchsstelle das Übergewicht der Kassenarbeit. Sie begannen bei der Nähnadel und endeten vergleichsweise beim Schnellbahnhzug. Als dem Leiter der Kasse während der überwiegenden Zeit meiner Dienstleistung waren diese Arbeiten mein Aufgabengebiet. Es sei hierbei erwähnt, daß für die Entwicklung, Fertigung und Versuche der Waffe Hunderte von Millionen investiert wurden. Dank meiner tüchtigen Mitarbeiter, die dazu allerdings erst z. T. geschult werden mußten, hat die Kasse immer gestimmt. Während die Beschaffung von Lebensmitteln für die vielen Küchen auf dem Platz Sache des Verpflegungsoffiziers war, erfolgte deren Bezahlung auch durch die HStOV-Kasse. Die Versorgungsbetriebe wie Fernheizwerk und Wasserwerk wurden von einem eigenen Beamten betreut. Eine beachtliche Landwirtschaft mit Viehhaltung gehörte zur Verwaltung, wie eine mit viel Liebe vom Vorsteher gepflegte Gärtnerei. Der schon erwähnte Gutsbezirk löste nicht selten bei Besuchern die Frage aus: „*Wie sieht es denn bei Ihnen mit etwas Butter aus?*“ Wie in dem Falle verfahren wurde, entzieht sich meiner Kenntnis, die Frage wurde nie an mich gerichtet.

Die Geheimhaltung

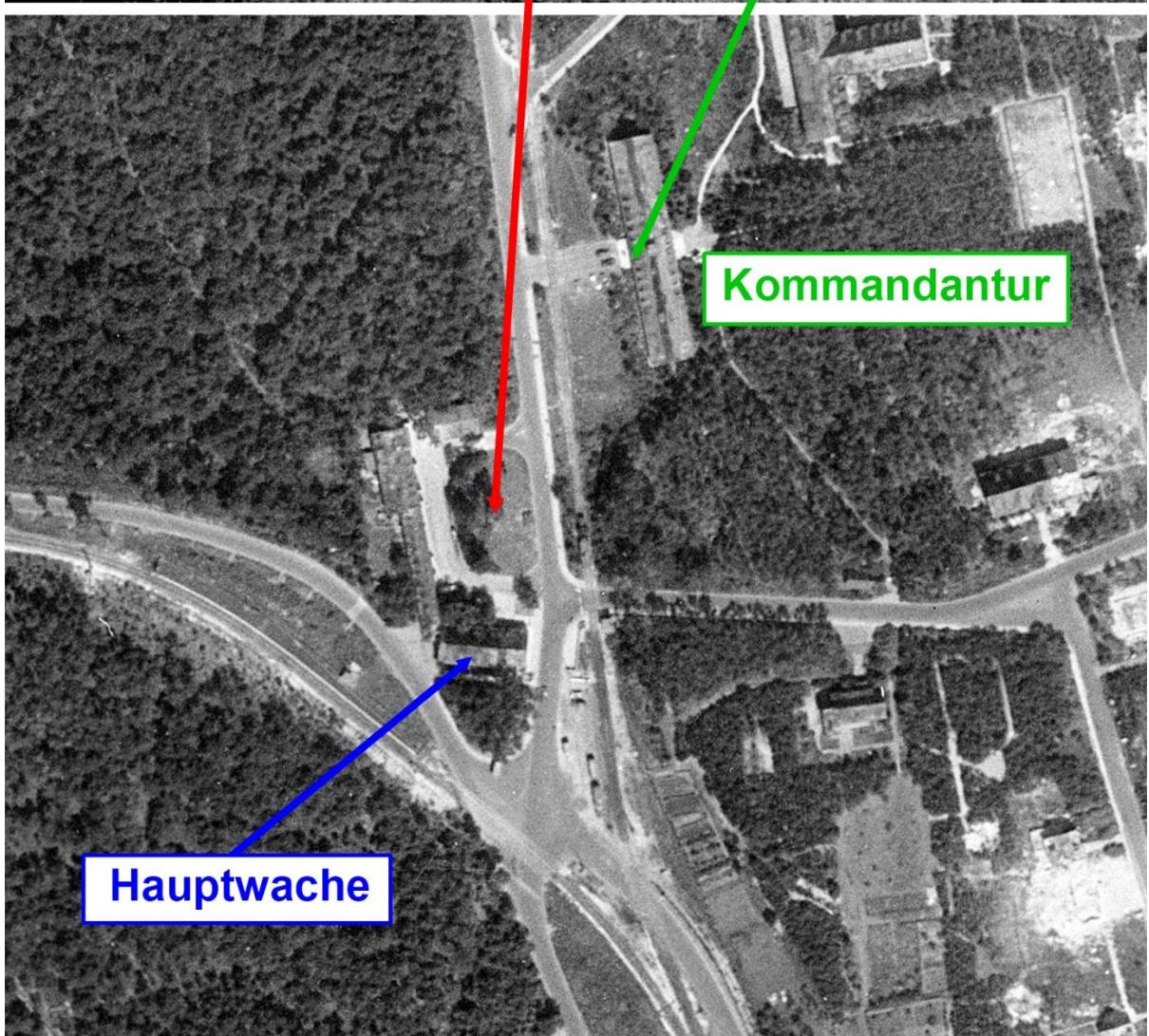
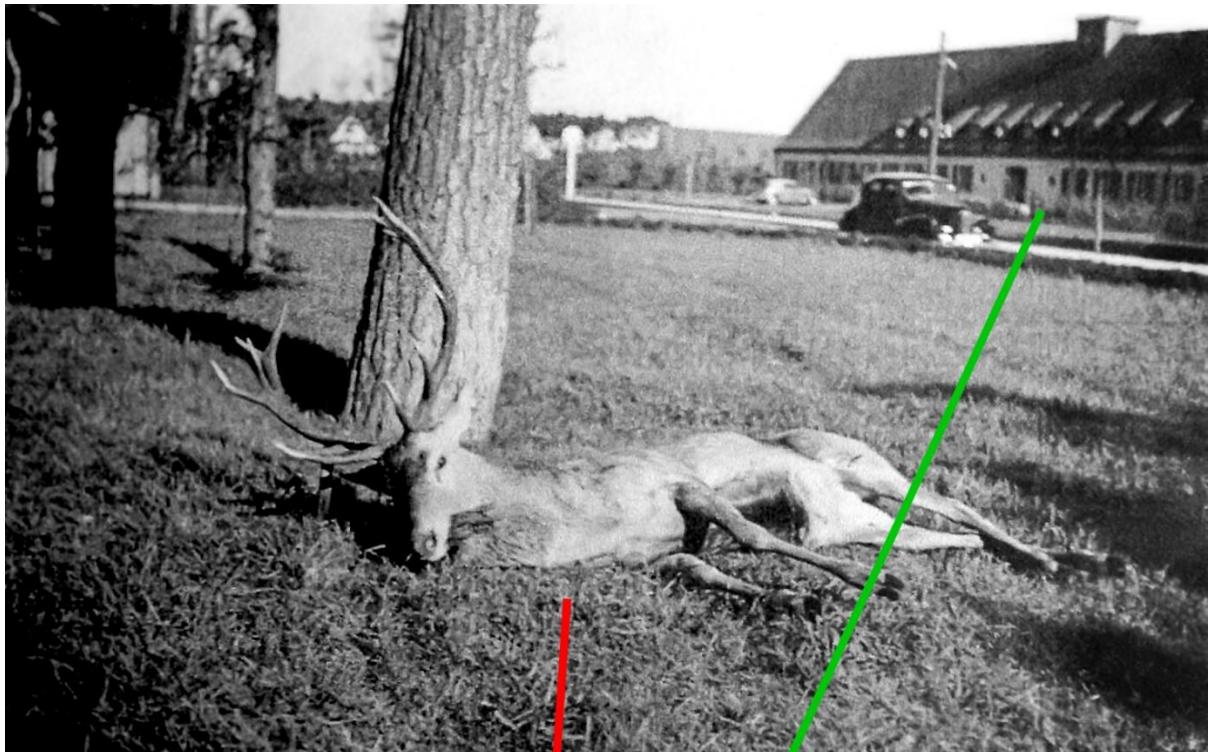
In einem Gespräch am runden Tisch wurde ich auf die Geheimhaltung hingewiesen. Man wußte von mir, daß ich einen Fotoapparat in meinem Gepäck mitgebracht hatte. Es hatte zur Folge, daß mir Aufnahmen zu machen, wo auch immer verboten sei. Wie ich als einer der wenigen doch sehr bald die Genehmigung dazu erhielt und Bildberichter für den Bereich der HStOV wurde sei im Folgenden dargestellt:



Ich war erst einige Wochen in Peenemünde, hatte jedoch nach einer Meldung bei ihnen die Herren Oberst Dornberger wie auch Oberstleutnant Zanssen kennengelernt, als ich diese Herren mit noch einigen Zivilisten um ein „Etwas“ versammelt vor der Hauptwache bemerkte.

Beim Näherkommen erkannte ich in dem „Etwas“ einen kapitalen Zwölfender und erfuhr, er sei von Dornberger auf die Decke gelegt, in dem Urwaldgebiet bei Peenemünde-Dorf. Auf meinen Hinweis, so etwas Seltenes müsse man doch im Bilde festhalten, wandte Dornberger ein: „*Wenn Sie eine Kamera dabei haben, wäre ich Ihnen dankbar.*“

Meinen Hinweis auf das Verbot zu fotografieren, tat Dornberger mit den Worten ab: „*Los, holen Sie den Kasten, den erforderlichen Ausweis ist Herr Zanssen so freundlich, Ihnen auszufertigen!*“ Keine 24 Stunden, und ich konnte das begehrte, für mich später sehr wertvolle Papier bei der Kommandantur in Empfang nehmen.





Dornberger mit seinem Zwölfer, Fotos: Karl Nehls, Herbst 1939
(HTM Peenemünde, Archiv, FE858 Blatt 3 Bilder 10-12 / Bild 12 nachkoloriert von Thomas Köhler)

Hunderte von Aufnahmen habe ich dann später geschossen, zwei Alben mit ca. 200 Aufnahmen konnte ich selbst vor den Russen retten. Sie bedeuten heute für mich einen wertvollen Besitz und eine schöne Erinnerung an Peenemünde. Bei ihnen sind wohl die Aufnahmen vom Luftangriff das wertvollste Material, das selbst eine Illustrierte als solches; erkannte und verwendete. Immer wieder an mich herangetragene Anfragen hinsichtlich Abgabe von Bildern betreffend die V 2 und die technischen Einrichtungen im Werk mußte ich ablehnen, meine Berechtigung endete bei Haus 4 am Tor. Dahinter hatten Verwaltungsoffiziere nichts zu suchen, ich bekam erst Zugang zu diesem Bereich wenige Tage vor Kriegsende. Dann aber gab es dort nichts Sehenswertes mehr.

Zuvor war für das Betreten dieses Bereichs schon wieder ein andersfarbiger Ausweis und Plakette von nötig. Diese, mit gelbem Strich versehen, waren nur bei den Versuchen Beteiligten vorbehalten. Zu welchen Kontrollen die vorbezeichneten Ausweise dienten, habe ich zu einem Teil bei meiner Anreise nach Peenemünde erwähnt. Die Posten kannten bei der Ausführung ihrer Pflicht keine Ausnahme, dies besonders bei Betreten des Bereichs der Luftwaffe im Werk West. Dienstliche Be lange hatten wir dort nicht zu vertreten, wir kamen nach dort nur zu Besuch im Kinotheater.

Vielleicht ist dann und wann eine Lockerung der Vorsichtsmaßnahmen auch den in Frage stehenden Dienststellen anzulasten. Ich denke dabei an die Tatsache, daß die Wache in Zempin einige Tage überhaupt nicht besetzt war, als man sich wohl über

die Kompetenz nicht einig werden konnte. Ob es richtig war, die italienischen Fremdarbeiter in die Heimat zu beurlauben, muß als sehr umstritten, angesehen werden.

In den ersten Jahren funktionierte die Geheimhaltung doch sehr gut. Es dauerte eigentlich sehr lange, bis man dahinterkam, was eigentlich in Peenemünde vorging. Mangels Vorhandenseins technischer Begriffe und Daten war die Vorstellung eines Gesamtbildes schwierig. Bei Unterhaltungen solcher Art mußte es auffallen, daß Dethloff sich immer rühmte, mehr als der eine oder andere zu wissen, wenn ihm das auch nicht immer wegen seines Bestrebens im Vordergrund zu erscheinen und dabei manches, „Märchen“ anzupreisen, abgenommen wurde.

Sehr unvorsichtig m. E. brachte er zuweilen bei seinen „Vorträgen“ den Namen Grünow ins Spiel. Meister Grünow, mit dem er in einer Hausgemeinschaft lebte, war ein uralter „Raketenhase“ und neben Dornberger und Dr. von Braun deren erster Mitarbeiter, besonders als Praktiker. Er war mir persönlich bekannt, so daß ich von ihm sagen kann, er war in seiner betonten Zurückhaltung und Bescheidenheit viel zu klug, nach außen den Eindruck seines Könnens in Erscheinung treten zu lassen.

Wenn der Doktor mit seinen engsten Mitarbeitern außerhalb ihres engeren Arbeitsbereiches z. B. im Casino auftrat, so konnte man wohl immer beobachten, daß er irgendwie mit dem Aufzeichnen von Formeln etc., d.h. mit seiner großen Aufgabe beschäftigt war. Ich habe aber nie beobachten können, daß Unterhaltungen dieser Art mit jemand, der nicht von der „Fakultät“ war stattgefunden hätten. Es mußte deshalb auch überraschen als im März 1944 wie ein Blitz einschlagend auf der HVP die Meldung umlief: Dr. von Braun, Dipl.-Ing. Riedel und der Ing. Gröttrupp seien verhaftet und der Geheimen Staatspolizei in Stettin überstellt. Grund: Sabotage an der Waffe.



Dr. Werner von Braun, Mai 1943

Man muß Dornberger kennen, um zu wissen, daß er sich wie ein Berserker für seine engsten Mitarbeiter und ihre Freilassung einsetzte. Was war geschehen? Die Herren sollten in einem Lokal in Zinnowitz davon gesprochen haben, daß, wenn auch im Dienste der Wehrmacht, ihre Interessen zu einem bedeutenden Teil der Überlegung galten wie ihre Arbeit einmal der Weltraumforschung dienen könne. Angesichts der in diesen Tagen, der für die Menschheit außergewöhnlichen Bedeutung des Betretens des Mondes durch einen Menschen, deren ursächliche Vorarbeiten immer mit dem Namen von Braun verbunden sein werden, sehr wahrscheinlich ist, daß über diese weitgesteckten Ziele gesprochen wurde. Bei der Kenntnis über die in Peenemünde von der NSDAP, angesetzten Spitzel war der Doktor denn auch zu klug, sich in aller Öffentlichkeit darüber zu äußern. Über weitere Fälle, wie die Partei mit den unglaublichsten Mitteln in das Räderwerk des Betriebes nicht nur einzugreifen sich bemüht und erzielte Erfolge für sich zu beanspruchen versuchte, am Ende aber keineswegs die Oberhand gewann, werde ich noch ausführlich an anderer Stelle berichten.

Von Braun hatte auch nie die Art besonders in Erscheinung treten zu wollen. Damals wie heute erklärt er: Erfindungen und Forschungen in ihren Ergebnissen und dem Umfange, wie sie in der Rakete zu den überwältigenden Erfolgen führten, sind nie die Arbeit eines Einzelnen, sondern das Facit einer Arbeitsgemeinschaft. Bei meinen Begegnungen und Unterhaltungen mit dem Doktor war ich immer angetan von seiner Bescheidenheit, so daß nicht nur seine engsten Mitarbeiter, ja alle, die ansonsten mit ihm zu tun hatten, von „*unserem Doktor*“ sprachen. Wie schon erwähnt, die Partei hatte so bald sie nur die Möglichkeit bekam „Sand in das Getriebe“ getan und nicht versäumt, die Arbeit zu bremsen. Was ihr nicht gelang, das schaffte der Luftangriff im August 1943, wenn auch nicht in dem von den Angreifern erwarteten Umfange.

(*Fortsetzung folgt*)

(tk)

Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in "Die Pommersche Zeitung"

3. Fortsetzung

Der Luftangriff am 17./18. August 1943

"Meine Dienstreise zur Wehrkreisverwaltung II (WV II) in Stettin zwecks Abgabe des Kassenberichts am 18.8. bitte ich um einen Tag Urlaub zu verlängern." Der beim gemeinsamen Abendessen im Kasino vorgetragenen Bitte wurde ohne Einwand von dem Chef, Stabszahlmeister Beu, dem Vorsteher der HStOV entsprochen. Ich hatte die Sonderbeurlaubung für die Erledigung privater Dinge nötig, die bei Wochenendbeurlaubungen nicht durchgeführt werden konnten. Beu war erst vor nicht zu langer Zeit zur Dienststelle versetzt, deshalb auch mit dem Dienstbetrieb in allen seinen Varianten verständlicherweise nicht vertraut. Es fand wohl kaum eine Besprechung statt, zu der er mich als den Ältesten der Mitarbeiter nicht hinzugezogen hatte. So etwas wie ein Adjutant war ich deshalb auch immer in seiner Begleitung.

Hatte er so etwas wie eine Ahnung mit der Frage: *"Was soll hier nur werden, wenn einmal etwas passiert?"* Mit der Frage konnte nur ein feindlicher Luftangriff gemeint sein. Ich musste zugeben, hinsichtlich der Abwehr waren so gut wie keine Maßnahmen getroffen worden. Das „Paradestück“ war lediglich ein Bunker im Werk Ost, der aber nur Platz für den Stab bot und auch für diesen vorgesehen war. Im und um das Werk aufgestellte schwere Flakbatterien waren noch wenige Tage zuvor durch leichteres Kaliber abgelöst worden. Im Gelände stieß man vereinzelt auf recht primitive Splittergräben.

Auf die Frage nach dem bisherigen Verhalten hatte ich nur ein Achselzucken. Wir waren allgemein der Ansicht, wenn ein Angriff geplant sei, dann hätte dieser wohl längst stattgefunden. Man könnte vielleicht auch meinen, der Gegner habe uns bei der ausgezeichneten Tarnung noch gar nicht aufgespürt. Welch leichtsinnige und trügerische Illusion! Bei Nachtalarm hatte die Mehrzahl es noch nicht einmal für nötig befunden, aufzustehen. Bei Tage sah das schon beträchtlich anders aus. Schon bei Voralarm (später kannten wir nur noch Voll-Alarm) verließ jeder sofort seinen Arbeitsplatz und eilte zu einem der Werkbahnhüze, die lediglich zu diesem Zweck immer unter Dampf standen. Bei der HStOV konnte man noch wieder andere

Vorsorgemaßnahmen. Jeder hielt Ausschau nach einem fahrbaren Untersatz, gleichgültig ob Lkw, Pkw, Fahrrad, ja die langsamen „Eidechsen“ wurden sogar gern in Anspruch genommen. Dann ab in Richtung über Zinnowitz hinaus. Das war immer gut gegangen. Deshalb glaubte ich auch Beu anraten zu sollen, die von ihm kürzlich erst gegebenen Anweisungen zu überprüfen bzw. aufzuheben. Von ihnen sagte mir am wenigsten der Befehl zu, nachdem bei Ertönen von Alarm (in der Nacht) jeder sich an seinen Arbeitsplatz zu begeben und dort zu verbleiben habe.

Bei Verlassen des Kasinos beobachteten wir im Kaminzimmer Dornberger, Dr. von Braun, Dr. Steinhoff und die Versuchsfliegerin Hanna Reitsch in angeregtem Gespräch. Vor meiner Zimmertüre verabschiedete sich Beu von mir mit festem Händedruck und den Wünschen für „*Gute Reise*“ und „*Auf gesundes Wiedersehen!*“ Das Schicksal hatte die Lose schon gemischt und wollte es anders. Am Morgen hatte die Zahlmeisterei noch einen größeren Geldbetrag an Lohngeldern abgefordert. Ich übergab die Kassengeschäfte meinem Vertreter Stabszahlmeister Ahrens.

Nach einem Bekanntenbesuch in Swinemünde benutzte ich den Dampfer zur Heimfahrt und kam um 22 Uhr in Stettin an. Ich hatte bereits das Bett aufgesucht, als nach nur kurzem Voralarm Vollalarm die Sirenen heulen ließ. ... Bald nach Mitternacht folgte Entwarnung. Gegen 10 Uhr traf ich bei der WV II ein. „*Sie kommen aus Peenemünde, was haben Sie hier zu suchen, dort wird jede Hand gebraucht.*“ Ob meines Staunens erfuhr ich, der nächtliche Angriff hatte Peenemünde gegolten.

Während die Werksanlagen weniger betroffen waren, sei die Wohnsiedlung nahezu 100-prozentig zerstört. Die mir genannte Zahl der Toten musste mich erschrecken. Dass zu ihnen auch Offiziere der HStOV zählten, vernahm ich wie in einem Dämmerzustand. Er wurde blitzartig erhellt durch den lapidaren Befehl: „*Sie fahren sofort zurück! Meldung beim Kommandeur!*“ Bei meinem Eintreffen in meiner Wohnung fand ich den gleichen Befehl bereits in einem Telegramm vor.

Bald nach Erreichen der Station Swinemünde-Bad stellte ich auf der Fahrstraße aus der Gegenrichtung bisher nie gekannten Verkehr aller nur möglichen Fahrzeuge fest, besetzt von Peenemündern, die dem Katastrophenherd ohne Ziel zu entfliehen suchten. Konnte man wissen, ob der Angriff bei Tage nicht noch einmal wiederholt werden würde? Selbst die großen 8-Zylinder wie BMW, Mercedes und Horch, längst aus Einsparungsgründen zur Benützung für die Allgemeinheit verboten, nur noch für den Katastropheneinsatz bestimmt, bekam ich zu Gesicht. Busse aus allen möglichen Städten fuhren überbesetzt vorüber.

Je näher ich Peenemünde kam, umso verstörter waren die Menschen auf den Stationen, alle bemüht, dem Chaos und der Insel zu entrinnen. In Zinnowitz wurde ich mit dem Schicksal, der Trauer in seinem ganzen Umfange konfrontiert. Ich traf auf die Frau des Kameraden Ahrens, die mir verstört berichtete, dass es noch nicht einmal gelungen sei, die Leiche ihres Mannes zu bergen; man konnte an den Brandherd im Hause nicht heran. Beu hatte einen grauenvollen Tod gefunden, als er in eine detonierende Phosphorbombe hineinlief. Biehlig hatte ihn kurz zuvor noch gesehen. Ein durch die Verbrennung geschrumpftes Etwas wurde nach langem Suchen als der

Chef identifiziert auf Grund der mit seinem Namen beschrifteten neben ihm liegenden Gasmasken.



Im Hintergrund der zerstörte „Schwedenkrug“ und das „Brandenburger Tor“ Fotos: Archiv HTM



Die Vorsehung hatte mich vor meinem Tode an seiner Seite bewahrt. Seine kommissarische Vertretung übernahm schon am nächsten Tag der Vorsteher der HStOV in Greifswald. Nach der Meldung suchte ich sogleich meine Wohnung im Beamtenheim im "Schwedenkrug" in der Siedlung auf, gegenüber der Hauptwache. Penetranter Brandgeruch wehte mir allerorten entgegen, dass "Brandenburger Tor" im Dachstuhl war ausgebrannt, man blickte hindurch auf die Ruinen der Hindenburgstraße.

Da stand ich auch vor dem "Schwedenkrug" mit seinem ebenfalls ausgebrannten Dachstuhl. Das Feuer in meinem im Parterre gelegenen Zimmer hatte eingedämmt werden können, doch wie sah es darin aus! In Fetzen hängen die Gardinen herunter, die Decke auf dem Bett in der Nische zerrissen, die Schranktüren weit aufgerissen, Lebensmittel verstreut auf dem Teppich. Was hatte das aber alles zu bedeuten gegenüber dem Chaos rundum! Wo mochte der Inhalt der Schränke geblieben sein? Ein Blick aus dem Fenster klärte mich auf, vieles fand ich unter herabgefallenen Ziegeln verborgen. Wie in einem Kaleidoskop bunt durcheinander Akten, Briefe zwischen zerbrochenen Marmeladengläsern, Toilettenartikel auf Uniformstücken. Oben darauf eine Schallplatte mit dem Titel: „*Leb wohl mein Blütenreich, teure Stätte, lebe wohl*“ Wie oft hatte mich die Puccini-Madame-Butterfly-Musik erfreut, hier konnten die Worte mir so recht die Situation der Stunde offenbaren.

Es war nicht nur meine Meinung, mit dem Luftangriff war gleichzeitig das Idyll Peenemünde für immer untergegangen, die Ruinen rundum gemahnten uns alle Morgen neu an den Ernst des Krieges und ließen Zweifel aufkommen über ein noch gutes Ende für Deutschland. Wenn ich immer von der schönsten Zeit meines Lebens als dem Einsatz in Peenemünde gesprochen habe, an jenem 17./18. August ging sie zu Ende, verlöschten die Lichter.

"Plünderer werden erschossen!"

Das am Brandenburger Tor mit dieser Beschriftung angebrachte Schild hatte auch Besucher in meiner Wohnung nicht vom Stehlen zu hindern vermocht. Von meinem Fernglas war nur noch der Köcher vorhanden und neben anderen Sachen vermisste ich auch Uniformstücke. Wo mochte der Plattenspieler mit weit über 100 Schallplatten geblieben sein, wo war das Radiogerät geblieben? Man konnte ja niemand fragen, jeder hatte seine eigenen Nöte, meist doch viel schlimmerer Art. Der sich sonst mit äußerster Präzision auf der Dienststelle abwickelnde Betrieb, war weitgehend gestört. Die Befürchtung, der Angriff könne sich wiederholen hatte einen großen Teil der Gefolgschaft z. T. in den heimatlichen Wohnort flüchten lassen. Zwei Tage später entdeckte ich auf dem Sportplatz in der Siedlung einen Sack mit in höchster Eile Zusammengerafften aus meiner Wohnung.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich daneben auch die vermissten kostbaren Geräte und den Koffer mit den Schallplatten vollzählig wiederfand, die Kameraden hatten sich um die Bergung bemüht. Wie schon bemerkt, was bedeutete jedoch persönlicher Verlust gegenüber dem Chaos, der Trauer rundum, deren volles Ausmaß ich bald erfuhr.

Ahrens, der seine Wohnung mit uns im „Schwedenkrug“ hatte, hatte sich befehlsgemäß auf sein Dienstzimmer begeben; dem Phosphorbombenhang war er beim Durchlaufen in der Siedlung entronnen, an seinem Schreibtisch wurde er von einer einstürzenden Wand erschlagen. Das Ausmaß der Verluste an Menschen wurde erst später mit nahezu 800 Opfern ermittelt, davon etwa allein 180 in der von 4.000 Menschen bewohnten Siedlung. Am schwersten waren die Fremdarbeiter im Lager Trassenheide betroffen, denen die Flucht wegen der Drahtumzäunung erschwert war. Gleich hart hatte das Schicksal bei den Stabshelferinnen in den Ledigenheimen 1 und 2 in Karlshagen zugeschlagen. In ihrer Angst waren sie in die über die See verlagerte Nebelwand hineingelaufen, gerade in diese hinein hatte der Angreifer gezielt. Wie zum Himmel weisende Finger über ausgebrannten Dachstühlen und bis auf die Grundmauern zerschlagenen Häusern erschien das Ausmaß der Zerstörung und Vernichtung der Menschen in der Wohnsiedlung, von denen der hochverdiente Mitarbeiter des Doktors, Dr. Walther Thiel, mit zu den schwersten Verlusten im Führungs-gremium zu rechnen war. Das Haus war durch einen Volltreffer zerstört, vor dem Hause ein großer Sprengtrichter. Die Gartenanlagen mit ihren mit so viel Liebe gepflegten Blumenrabatten ausnahmslos verbrannt, die Rasenteppiche wie umgepflügt. Die Vorsorglich in den Straßen aufgestellten Särge fanden immer wieder Verwendung nach der Bergung von Leichen aus den geschwärzten Ruinen. Zu aller Verwunderung war im Luftwaffen-Versuchsgelände Werk West nicht eine einzige Bombe gefallen!

Ebenfalls waren die Zerstörungen im Werk Ost nicht so umfangreich, wie man zunächst angenommen hatte. Am schwersten war die Siedlung betroffen worden. Abgeschossene feindliche Flieger, man sprach von 50 Bombern, ... befragt, warum die überwiegende Zerstörung den Wohnstätten gegolten hätte: *„Wir wollten die führenden Männer treffen, von denen wir wussten, dass sie in der Siedlung wohnten.“*

Das traf aber nur bedingt zu, denn Dornberger und der Doktor wohnten im Unterkunftshaus 5 nahe dem Kasino. Wie aus der Gefangenenaussage bekannt geworden war, war der Angriff in England an einem eigens dazu erstellten Übungsgelände wochenlang probeweise geflogen worden. Das letzte Maß hatten anscheinend vor dem 17. 8. mehrfach auftretende Aufklärer genommen. So hatte der Angreifer dann auch ganze Arbeit geleistet. Zur Zerstörung der Transportmöglichkeiten waren bei der elektrischen Werkbahn die Oberleitungen weitgehend zerstört, der Unterbau durch Bombentrichter restlos unbrauchbar gemacht. In gleicher Weise sind

die Fahrstraßen blockiert. Im Verwaltungsbereich des Versuchsserienwerks sieht es aus wie in einer durch Panzer glattgewalzten Landschaft. Die Wohnhäuser sind noch nicht einmal lange bezogen, die neue Großkantine Fischer ist erheblich beschädigt, und auch das noch im Rohbau befindliche Verwaltungsgebäude weist beträchtliche Schäden auf.

Das Kameradschaftsheim am Strand in Karlshagen ist eine Ruine. Das Dienstgebäude der HStOV (Haus Bergfried) bietet mit seinem hochaufragenden übriggebliebenen Kamin gegen den Wald eine triste Silhouette. Der Geldschrank der Kasse liegt umgestürzt am Hang. Bei einem später festgestellten Kassenbestand waren von der

Summe von etwas über 50.000 RM lediglich einige hundert Mark übriggeblieben in Hartgeld, von diesem noch ein Teil zerschmolzen. Das Papiergele war restlos verbrannt, auch die mit Wasser angefüllten und im Safe aufgestellten Flaschen hatten dies nicht verhindern können.

Daneben die eisernen Träger einer Bedachung mit vielen Glassplittern ließen die ehemalige Gärtnerei mit dem Treibhaus erkennen. Überall am Strand und in der Siedlung, wohin man blickt Ruinen und Trümmer, aus denen verschiedentlich noch Rauch aufsteigt.



Das Verwaltungsgebäude und die zerstörte Kantine im Versuchsserienwerk

Fotos: Archiv HTM

Dieses Inferno hatten 600 viermotorige Bomber verursacht. Nach späteren Meldungen wurden 1.500.000 kg Sprengbomben und in bedeutender Menge Brandbomben abgeworfen. Das war das Werk einer halben Stunde. ... Der geringe Schaden am Werk machte das Weiterarbeiten nach wenigen Wochen möglich bei ausgezeichneter Organisation. Mit dieser setzten auch schon in wenigen Tagen finanzielle Hilfsmaßnahmen ein mit der Bezahlung der Bombenschäden, die mir übertragen wurden; eine traurige Aufgabe, mit der ich die Kasse wieder übernahm.

Bei den Zahlungen wurde sehr großzügig verfahren, ohne einen besonderen Nachweis des Verlusts, auf die Vorlage von Anträgen verzichtend. Die Erstattungsbeträge bewegten sich zwischen 250 RM für in Lagern untergebrachte Arbeiter und 3.000 RM gegenüber dem Verlust von Wohnungsinhabern. Sehr bald erfolgte auch die Beschaffung von Möbeln zu einem annehmbaren Preise (für ein Zimmer 800 RM) deren Bereitstellung aus Holland in die Wege geleitet worden war. Vieles konnte wieder beschafft und ersetzt werden. Die Menschen aber, die immer und alle mit Begeisterung an einer großen Aufgabe gearbeitet hatten, waren der schwerste unersetzliche Verlust.

Die idyllische Landschaft Peenemünde war für immer zerstört. Der Wiederaufbau konnte nur ein Behelf sein, die Fortentwicklung der Waffe hatte den Vorrang. Nicht

allein bei dem persönlichen Überdenken: ich war durch ein gütiges Schicksal bewahrt geblieben, auch der Blick auf das Chaos rundum hatte mich zutiefst erschüttert. Nur wenige Jahre erst war ich in Peenemünde, das für mich so etwas wie ein zweites Zuhause geworden war. Was mochten die alten Raketenmänner wie Dr. von Braun und seine engsten Mitarbeiter empfinden? Mit Domberger konnte ich sagen: „*Mein armes Peenemünde!*“

(*Fortsetzung folgt*)

Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

**Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in "Die Pommersche Zeitung"**

4. Fortsetzung

Wirtschafts- und Rechungsprüfungen durch die 'Wehrkreisverwaltung II in Stettin

Der Luftangriff hatte die Arbeit in Peenemünde zwar um einige Monate aufgehalten, sie jedoch nicht zunichemachen können. Dennoch legte sich angesichts der umliegenden Trümmer und Ruinen über alles Denken und Handeln so etwas wie ein Schleier der Betrübnis bei der Überlegung; wann wird der nächste Angriff kommen, wen wird es dann von uns, treffen; Dann wird dies hier alles vorbei sein und damit die uns gestellte große Aufgabe ungelöst bleiben.

Keinesfalls unterlagen wir jedoch der Resignation. Es- kamen auch Wieder Stunden des Frohsinns, wie wir sie schon zuvor erlebt hatten. Davon möchte ich berichten. Rechungsprüfungen waren durchaus eine ernstzunehmende Angelegenheit. Dann und wann entbehrten sie nicht einer gewissen Komik.

Bekanntlich unterliegen kommunale Verwaltungen, wie auch diese der Kreise, der Länder oder des Bundes der Kontrolle, die durch Revisionsabteilungen bzw. an höchster Stelle durch den Bundesrechnungshof durchgeführt wird. Für die Heeresstandortverwaltung Peenemünde wurden diese Revisionen durch die Wehrkreisverwaltung in Stettin (WV II) abgewickelt. Sie setzte zu terminmäßigen und unvermuteden Revisionen dafür ihre Beamten ein. Ich erinnere mich noch an die Herren Plaschke und Amtsrat List.

Der Begriff Wirtschaftsprüfung sagt schon aus: es war festzustellen, wie gewirtschaftet" worden war, d. h. waren die zugewiesenen Mittel richtig verwendet, wurden die verwalteten Baulichkeiten zweckentsprechend genutzt, stimmten die Kassenbuchungen usw. Die Kassenprüfungen - sie trafen mein Arbeitsgebiet - wurden nach einem bestimmten Plan vorgenommen, so daß man schon im Voraus wußte, worauf besonderer Wert gelegt wurde. Dazu zählte auch das Erscheinen der Prüfer schon mindestens eine Viertelstunde vor Dienstbeginn und deren Aufforderung an den Kassenleiter bei seinem Eintritt ins Dienstzimmer auf Herausgabe des Tresorschlüssels, um auf diese Weise irgendwelches Manipulieren auszuschließen.

Was mir in einem solchen Falle und später noch bei anderen Kassiererobliegenheiten geschah, sei in den folgenden Zeilen berichtet. Es war von einer gewissen Komik, wenn es auch im Augenblick des Geschehens keineswegs belustigend für mich war.

An einem Dezemberabend 1942 - schon seit einigen Tagen war knalliger Frost - hatte der Dienstschluß in der Kasse sich wegen umfangreicher Überweisungen von 17 auf 18 Uhr beträchtlich verschoben, als der Chef der HStOV Oberzahlmeister Röpke mit den Worten eintrat: „*Beschleunigen Sie bitte den Kassenabschluß, wir fahren gleich nach Greifswald, um dort in der Ratsbuchhandlung Klein nach Ladenschluß noch Bücher für die Weihnachtsbescherung einzukaufen.*“

Die Kassenabstimmung hatte zuvor ein Plus von 4 Pfennigen ergeben. Das Suchen danach brachte kein Ergebnis, der Fehler konnte also nur ein "Vergeben" sein; bei einer Auszahlung hatte ich statt 5 nur 1 Pfennig gezahlt. Auf Röpkes Monitum: "Noch nicht fertig?" wurde die Kasse dichtgemacht. Dabei dachte man, der Leidtragende wird sich morgen früh schon melden. Dann kann man den „Schaden regulieren“. Erst also einmal hinein ins Vergnügen!

Solchen Ausklang fanden die Dienstreisen nach Greifswald nicht selten zum Ausgleich unserer Insel-Isolation. Nach einem netten Umtrunk im Ratsweinkeller - wir hatten noch einige Bekannte vom Stadttheater eingeladen - kamen wir gegen 3 Uhr früh „ans Gehöft“. Wegen der kurzen Nacht setzte Röpke den Dienstbeginn mit einer Stunde später auf 8 Uhr fest. In meiner Mitarbeiterin Gerda Dinse assistierte mir eine tüchtige Kraft, die auch in meiner Abwesenheit den Betrieb in Ordnung hielt. Es kam jedoch alles ganz anders.

Unvermutete Kassenrevision

10 Minuten vor 7 Uhr ratterte das Telefon auf meinem Nachttisch. Aus wahrlich tiefstem Schlummer riß mich Gerdas lakonische Meldung: „*Unvermutete Kassenrevision unter Leitung eines mir unbekannten höheren Arbeitsdienstführers, der jetzt vor dem Tresor sitzt.*“ Noch nie war ich so schnell munter bei dem Gedanken: „*Kassenprüfung, Kassendifferenz, Kassenleiter wird sofort abgelöst!*“ Als ich dann sehr bald mein Dienstzimmer betrat, - nicht unüberlegt hatte ich gegen die Gewohnheit den hinteren Zugang zum Hause benutzt - schlug mir aus dem Feuerloch des Kachelofens dicker, beizender Qualm entgegen, der seinen Weg durch die weitgeöffneten Fenster ins Freie zu nehmen suchte.

Das Zimmer war immerhin nicht so düster, daß ich erkennen konnte, ich war allein. Blitzschnell meine Reaktion: Panzerschrank öffnen. 4 Pfennige entnehmen, schließen, dann Begrüßung meiner Kontrolleure.

Ein etwas kurzatmiger, unersetzer Mann, trotz des 3. Kriegsjahres gut genährt. Mit solchen "Staturen" wurde ich immer gut fertig: "Ach Herr Nehls, freut mich, Sie kennenzulernen. Ihre Qualifikation wurde mir schon in Stettin bekannt, als man mir sagte, in Peenemünde sitzt ein ehemaliger Bankfachmann. Bei allen bisherigen Prüfungen hatten wir keine Bemerkungen, da werden Sie bald fertig.“ „Meinen Dank ob solcher Vorschußlorbeeren!“

Die Herren folgten dann auch gern meiner Einladung zum Frühstück ins nebenan gelegene Kameradschaftsheim. Ich hatte richtig vermutet, bei Benutzung des Frühzuges aus Stettin hatten meine Besucher schon am Morgen weder „natt noch drög“ genossen. So leiblich und, was mich betraf, seelisch gestärkt, ging es dann an die Arbeit, mit der wir dann schon in den Nachmittagsstunden fertig wurden. Unter Berücksichtigung der schnellen Abwicklung hätten die Herren, wie ansonsten ihre Amtsbrüder im einen Tag verlängert, um sich als Kurgast bei einem Bad in der nahen See zu fühlen. Die Peenemünder Landschaft hatte zwar auch im Winter ihre eigenartigen Reize. Die Herren, nahmen jedoch von einem Verbleiben Abstand, vielleicht konnten sie ansonsten mit ihrer Reisekostenabrechnung in Stettin nicht zureckkommen.

Was hatte sich nun eigentlich vor meinem Kommen abgespielt? Gerda schlägt den gestrengen Prüfern ein Schnippchen. Gerda Dinse, trotz ihrer erst 18 Jahre recht schlau, wenn auch nicht immer klug, hatte bei der ersten Konfrontation mit den Prüfern sogleich richtig geschaltet. Sie legte zwar sofort Feuer an. Damit der sonst so geschätzte Kachelofen aber nicht sogleich auf Temperatur kam, hatte sie in den hinteren Abzug einen Lumpen hineingetan. Dies natürlich unbeobachtet. Die Wirkung blieb nicht aus, das Feuer kam allein nicht in Gang, der Qualm entwich statt über den Kamin ins Freie, in das Zimmer hinein. Gerda suchte dann dem Übel durch Öffnen der Fenster zu steuern. Die eintretende Kälte trieb die Diensteifriger dann doch auf die freundliche Einladung: „*Kommen Sie bitte doch zunächst zu mir ins Zimmer, da ist es schon recht angenehm*“, ins Nebenzimmer; die Situation war gerettet.



Der Autor des Berichts Karl Nehls, kommt "mit Schätzen reich beladen" von der Reichsbank Swinemünde zurück.

Der ungeschützte Transport von RM 780.000 auf einer „Eidechse“

In noch einem anderen "Falle" blieb ich vor einer Prüfungsbemerkung bewahrt; weil Gerda Dinse die Augen offen hatte. In den ersten Kriegsjahren versorgte die Reichsbank in Swinemünde die Kasse nach Anfordern mit den erforderlichen Geldmitteln, die dann das Geld bei ihr in Empfang zu nehmen hatte. Diese Fahrten, wie jene nach Greifswald oder Wolgast waren immer eine nette Abwechslung. Aus diesem Grunde fanden sich auch immer Kameraden als Zweitpersonen aus Sicherheitsgründen für die Begleitung des Transportes bereit. Für diesen war der Dienstwagen des Chefs der HStOV bereitzustellen, bzw. hatte die Kraftfahrzeubbereitschaft aus ihrem Wagenpark ein Fahrzeug zu stellen. Nachdem Schwierigkeiten bei der Kfz-Gestellung eintraten und wegen Überlastung der zweiten Beamten nicht mehr verfügbar war - vor allem war dann eine Poststelle in der Peenemünde-Siedlung eingerichtet worden - entfielen die so beliebten Swinemünde-Fahrten, und der Geldempfang wickelte sich über den Postschalter ab.

Es ist wenige Minuten vor 17 Uhr, als die Post telefonisch den Eingang von RM 780.000 meldet und um sofortige Abholung bittet. Das hört sich leichter an, als es auszuführen ist. Es ist verständlich, daß die „Briefträger“ einen solchen Betrag recht bald loswerden und schon gar nicht das Risiko eingehen wollen, ihn über Nacht hinweg hüten zu müssen. Dazu war ihr Tresor, den man mit Recht als „Konservenbüchse“ bezeichnen konnte, auch recht wenig geeignet. Wie bekam ich nun das Geld am schnellsten, vor allem aber am Sichersten, von den 15 Gehminuten entfernte Post zu mir in die Kasse? Die RM 750.000 Papiergelehr waren schließlich in meinen zwei überdimensionalen Aktentaschen unterzubringen. Blieben aber noch zahlreiche Beutel mit Hartgeld übrig, die schon vom Gewicht her Schwierigkeiten machten.

Der Chef-Dienst-Hanomag war nicht im Bereich. Die Kraftfahrzeubbereitschaft hatte keinen Wagen bereit: Wiederholte Nachfragen wegen Gestellung eines beliebigen Fahrzeuges bei allen nur erdenklichen guten Bekannten waren vergeblich, die Post hatte nochmals um Abholung des Geldes gebeten, da surrt das Telefon: „Herr Oberzahlmeister wenn Ihnen mit einer "Eidechse" (mot. kleiner Plattenwagen) mit einem Italiener als Fahrer gedient ist“, meldet sich Obermeister Becker vom E.-Werk. Er, wie seine im Werk tätige Tochter, waren wegen ihrer steten Hilfsbereitschaft allgemein geschätzte Mitarbeiter. Becker wurde von den Russen beim Einmarsch erschossen.

Natürlich nahm ich sein Angebot mit Dank an und bat; den Fahrer anzuweisen, vor dem Postgebäude auf mich zu warten. Ein starkes Lamento sollte wohl den Dank für das ihm entgegengebrachte Vertrauen ausdrücken, als er schon von weitem meiner ansichtig wurde. Nach Verladen unserer wertvollen Fracht gab ich ihm sehr deutlich die Anweisung:



ADOLF BLEICHERT & CO. LEIPZIG
Werbung für den Elektrokarren
"Eidechse" der Fa. Bleichert, 1926

"Erst wenn ich wieder herauskomme (ich hatte noch die Empfangsbescheinigung auszufertigen) auf mein Wort anfahren! Langsam im Schritttempo nach Karlshagen Haus "Bergfried", damit ich zur Bewachung nebenher gehen kann."

Wer beschreibt mein Erstaunen beim Herauskommen: Fahrer mit „Eidechse“ und Geld waren verschwunden und jagten mit "full speed" in 100 m Entfernung auf "Haus Bergfried" zu. Wenn an dieser Stelle die Frage gestellt wird, wie wir in Peenemünde mit den Fremdarbeitern so vieler Nationen, Häftlingen, Kriegsgefangenen oder gar den Angehörigen einer Strafkompanie fertig wurden? Trotz der Verschiedenartigkeit der Delikte, waren manche von ihnen sehr geschätzte Mitarbeiter, die wenigen Fälle von Renitenz ermöglichten das Urteil: Es gab keine besonderen Schwierigkeiten.

Davon waren allerdings Arbeitsverweigerungen im „Polenlager“ in der letzten Kriegszeit auszunehmen. Unser "Lazarone" hatte es nach seiner Auffassung gut gemeint: *"Viel Geld, schnell von Straße weg!"*. Wie konnte ich nur schnellstens den „Flüchtling“ einholen? Ich beschleunigte zwar recht intensiv meine Gangart. Als Offizier und noch dazu in Uniform läuft man aber nicht, das sieht recht komisch aus.



Viel Geld liegt zur Auszahlung in Peenemünde auf dem Tisch, sehr viel Geld sogar. Aber mit solchen Summen umzugehen gehörte zum Peenemünder Alltag.

Mir war bekannt, daß die „Schnüffler“ aus Stettin im wahrsten Sinne des Wortes einmal wieder am Werk waren, allerdings zur Prüfung bei anderen Dienststellen. Sie würden mir ja nicht gerade, Guten Tag sagen wollen! Doch sie wollten, und zwar in der Person des Amtsrats List. Er war der Typ des preußischen Beamten von hoher Pflichtauffassung, ausgestattet mit besonderem Können, weder rechts noch links schauend. Seine Arbeit war bestimmt von den für ihn geltenden Dienstvorschriften. Dennoch hatte er Verständnis für Menschliche Schwächen derer, denen er vorgesetzt war. Man möchte heute wünschen, wir hätten heute mehr Arbeiter seines Schlages in unseren Verwaltungen.

Was würde er gesagt haben, hätte der schwarzhaarige Transporteur die Säcke und Säckchen vor seine Füße

gelegt, ohne mein Dabeisein. Bei seiner Strenge hätte er mich für ungeeignet befunden; ich hätte den Zylinder nehmen müssen.

Gerda aber hatte wieder einmal den Daumen dazwischen gehabt. Bei dem Eintreten von List hatte sie nach wenigen Augenblicken die Flucht in Richtung Post ergriffen und konnte den Transport bis zu meinem Eintreffen stoppen; alles, ging glatt, und der "Italo" ging singend davon. Ja das konnten die Hilfskräfte aus dem Süden am besten.

Amtsamt List konnte man nicht hinters Licht führen

Unseren "Moses" unter den Zahlmeistern, Narloch, hatte ich schon in einem früheren Bericht erwähnt. In die Misere der Verantwortung für die Lager gekommen, übte er sein "Handwerk" ziemlich großzügig aus. Das paßte aber wiederum gar nicht zu dem Pflichtbewußtsein, das ein Beamter haben muß, wenn ihm die Verwaltung eines Lagers von der Vielfalt und dem Umfang eines solchen wie in Peenemünde übertragen ist; vielleicht war er doch noch zu jung. Schlafcouches (zeitweise hatten wir davon mehr als 50 Stück im Bestand), sonstige Möbelstücke wie Kleiderschränke oder auch gar Mülltonnen fanden weniger Interesse bei einer unbeachteten "Ausfuhr" vom Lager, waren dabei in der Größe zum Fortschaffen auch weniger geeignet. „Beliebt“ waren Kochheizplatten zur primitiven Anfertigung von Kocheinrichtungen in den Ledigenheimen der weiblichen Gefolgschaftsmitglieder. Gefragt waren auch Glühbirnen, Schmier- und gute Kernseife, um nur einige der begehrten Artikel zu nennen, deren „Einkauf“ dann auch immer eine genaue Abstimmung des Lagers torpedierte. Dies besonders wenn Hilfskräfte zur Arbeit kommandiert wurden.

Wenn Narloch einigermaßen über die Runden kam, so hatte er das 2 Menschen zu verdanken. Der eine war sein Lagermeister Peters, der manches Manko gerade "gebogen" hat. Wenn dies zuweilen nicht möglich war, bot Major Rummschöttel seine hilfreiche Hand. R., einmal im Zivilberuf Weinhändler gewesen, hatte sich im „Dritten Reich“ reaktivieren lassen und wurde dann bei der Heeresversuchsstelle Adjutant des Kommandeurs Zanssen. Vielleicht war er von seinem früheren Beruf her immer frohgemut. Ich habe ihn eigentlich nie mit "krauser Stirn" gesehen. Im gemeinsamen Umtrunk und bei Veranstaltungen war er mit seiner Frau Lilly ein gern gesehener Ge-sellschafter. *"Narloch, wieviel fehlt denn?" "Etwas mehr als sonst"* antwortete Bubi. *„Schreiben Sie es auf, ich werde es abzeichnen, das hat dann die Kommandantur geliefert erhalten.“*

Ja, der gute Rummschöttel, dem Narloch es gern gedankt hätte. Jedoch, wie schon erwähnt, er starb nach schwerer Verwundung, Rummschöttel war von Peenemünde nach Swinemünde als Leiter des Wehrbezirkskommandos versetzt worden. Beim Einmarsch wählte er mit seiner Frau den Freitod. Mit mir werden alle, die mit ihm irgendwie einmal zu tun hatten, um diesen aufrechten Charakter und guten Kameraden trauern. Nach Einschalten der Kommandantur glaubte Narloch sich bei dieser Lagerprüfung entlastet. Dem war aber gar nicht so. Amtsamt List monierte im Prüfungsbericht das Fehlen von 3 Faß Reinigungsmitteln für die Wände von Bedürfnisanstalten, eine nicht einmal wertvolle Ware. Narloch machte sich die Beantwortung mit der folgenden Erklärung einfach: Bei der sich steigernden Hereinnahme von Materialien reichen die Lagerräume nicht mehr aus, so daß die Lagerung von weniger wertvollem Gut im Freien vorgenommen wurde, wozu auch die angefragten Reinigungsmittel zählten. Bei eintretendem Frost gefror der Inhalt der Fässer, sprengte diese und brachte den Inhalt zum Auslaufen. Weil somit kein Bestand vorhanden war, wurde von seiner Angabe Abstand genommen. Ich sehe noch heute Bubis Siegermiene, die etwa zum Ausdruck brachte: *"Die WV II habe ich einmal wieder schön geleimt!"* Weit gefehlt. Er hatte nicht mit dem Scharfsinn des Amtsrats List gerechnet, der umgehend zurückfragte: Wenn auch der Inhalt der Fässer nicht mehr feststellbar

ist, so ist doch anzunehmen, daß ihre Dauben (Holz) noch vorhanden sind, ihre Anzahl und Verwendung ist zu melden.

Narlochs Beurlaubung verzögerte die Beantwortung, dann kam der Luftangriff, der die Angelegenheit damit erledigte, da das "anrüchige" Aktenstück wie vieles andere in Flammen aufging.

Amtsamt "überholt" ein Zimmer im Ledigenheim

Diese Kontrollen waren nun einmal bitter notwendig, und List mit so etwas wie einem "sechsten Sinn", hatte eine einmalige Gabe die Lüken aufzuspüren. Chef Röpke mit seinem "Adjutant" Dethloff waren dringlich nach Stettin beordert worden, als der Amtsamt wieder einmal zu einer unvermuteten Wirtschaftsprüfung auf dem Plan erschien. „*Begleiten Sie mich bitte in die Ledigenheime der Stabshelferinnen!*“

Das hatte mir gerade noch gefehlt, denn ich wußte, dort lag manches im Argen. Hatte auch der Bereichsverwalter (es war in diesem Falle der Kamerad Otto Hardt) immer wieder die eine oder andere „Missetat“ beseitigt, so richteten nach seinem Fortgang die jungen Damen die Ausstattung ihrer "Burg" nach eigenem Geschmack wieder ein. Dabei ließen sie diesen zuweilen doch ganz bedenklich die Zügel schießen. Die Zimmer waren wirklich ganz wunderbar eingerichtet, so daß man sagen konnte, manches junge Mädchen hatte keineswegs ein solches Zuhause. Das Fiasko dieser Besichtigung begann schon mit Nummer 1 vor L1.

Ein Arbeiter war mit dem Säubern der Straße beschäftigt. Zu meinem Leidwesen konnte ich den Alten nicht aufmerksam machen, wer mein Begleiter war, der da fragte: "Sagen Sie mal, gehören Sie auch zur Standortverwaltung, ist dies Ihre Beschäftigung den ganzen Tag?" "Nee, wenn ick mit dat Fegen farig bün, den gah ick up de Post."

Ich versuchte mit der Bemerkung abzulenken, daß es sich um die Abholung der Dienstpost handele. Weil mein "Macker" aber gar nicht spürte, kam es dann doppelt und dreifach über mich: "J, Herr Oberzahlmeister, dat mokt doch Weltzin, ick hal doch de Post för de Mätens, und bring se ehr nat Büro, wenn'n Poket dorbi is, dann fallen immer 'n poor Gröshchen aff!"

Oberzahlmeister Nehls, das genügt mir. Gehen wir jetzt ins Haus, und dort kam es für mich nicht weniger dick. Beim Betreten des ersten Zimmers überraschten wir eine Maid bei der Zubereitung ihres Frühstücks - sie war krankheitshalber im Heim geblieben - auf einer primitiven Kochplatte, angeschlossen an eine ebenso mangelhaft angelegte Zuleitung aus der Steckdose. Dann stieg List auf einen Stuhl und entnahm der Deckenleuchte die 3 Glühbirnen. Ergebnis je 250 Watt, insgesamt 750 Watt. Wie ich dieses Mädchen kannte, kam soviel "Erleuchtung" nicht einmal aus den gesamten Räumen der elterlichen Wohnung in Stettin. Hatte sie etwa freundschaftliche Beziehungen zu einem Elektromann? Auf dem Kleiderschrank entdeckten wir zwei Stromfresser, wie einen 2000-Watt-Heizstrahler - sowie ein elektrisches Bügeleisen, dessen Benutzung wie die der anderen Geräte laut einer an der Zimmertüre aufgehängten Wohn- und -Nutzungsordnung verboten war. "Das Bett kommt mir so

komisch vor", argwöhnte List. Zwei der Beine waren abgesägt und durch Ziegelsteine ersetzt, um der Ruhestatt eine Schräglage zu geben. Mit einem vielsagenden auf mich gerichteten Blick erklärte List die "Inspizierung" als beendet. Ich war nur froh, daß wir die Eva bei ihrem Krankspielen nicht beim Tete a Tete mit einem männlichen Besucher angetroffen hatten. Unter Eintragung der Uhrzeit und des Namens in eine beim Hausmeister aufgelegte Liste waren Herrenbesuche bis 22 Uhr gestattet. Ich verzichte darauf (tonlich wäre mir das auch nicht möglich) das Donnerwetter zu schildern das Chef Röpke bei seiner Rückkehr auf mich niedergehen ließ.

Trotzdem an der Feststellung der Tatsachen hätte er ja auch nichts ändern können. Am Abend saßen wir jedoch zu Dritt weitgehendst "gelöst" wieder im Kasino zum Essen zusammen. Hatte Carl August (Röpke) die Lieferung einer Kiste Flundern von Rösing zugesagt? Diese natürlich keineswegs umsonst, dazu war Amtsrat List viel zu preußisch korrekt.

Was es alles zu beanstanden gab

Die Prüfer leuchteten auch in manche Misere hinein. Man sprach davon, daß bei der Vergabe der Baumaterialien der Zuschlag unter günstigeren Voraussetzungen erteilt war, als der Vertragspartner zu erkennen gab: "Ja ich kann in den Vertrag aber nur eintreten, wenn Sie mir bei der Anschaffung der Fahrzeuge behilflich sind." Wir konnten das natürlich, die Überwachung der Tilgung des Kredits war aber leider wieder eine zusätzliche Arbeit der Kasse.

Es sollte auch vorgekommen sein, daß eine Firma sogenannte Frostzuschläge in ihre Rechnungen eingeschmuggelt hatte. Nach der Prüfung kam heraus, die Lieferung erfolgte zur schönsten, warmen Sommerzeit, und die Rechnung war längst beglichen. Zu dieser Feststellung benötigten wir keine Prüfer aus Stettin, das klärte schon die Zahlmeisterei auf. Manchen Leuten genügte nicht einmal die gute Bezahlung - diese erfolgte leider zuweilen etwas schleppend - sie glaubten sich noch auf ungerechtfertigte Art bereichern zu können. Trotzdem: Unregelmäßigkeiten wie sie heute wegen eines Panzers das Bundes- Verteidigungs- Ministerium beschäftigen gab es in Peenemünde nicht. Vielleicht hatten wir ihre Vermeidung damals noch ausnahmslos Beamten mit korrekter Dienstauffassung nach preußischer Manier zu verdanken.

(Fortsetzung folgt)



Herrenbesuche durch das Fenster des Ledigenheims
(HTM Peenemünde, Archiv, NL Heinrich Lehmacher)

(tk)

Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

**Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in "Die Pommersche Zeitung"**

5. Fortsetzung

Ministerialdirigent informierte sich

Über mangelnden Besuch hatten wir uns in Peenemünde nicht zu beklagen. Sollte ich eine Bewertung aussprechen, so könnte die Graduierung etwa lauten: Sehr geschätzt oder angenehm und nicht störend oder auch mehr als unliebsam. Wie schon erwähnt, zählte zur 1. Spezies die charmante Segel- und Versuchsfliegerin Hanna Reitsch, die einzige im letzten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete Frau. Mein heutiger Guest sollte in die II Kl. eingereiht werden, darin sollten auch die mich besuchenden Prüfer einbezogen sein. Auf die 3. Stufe wären die „Abgesandten des Dritten Reiches“ zu stellen, wie die Peenemünder mit allem, was aus dieser Richtung kam, nicht gern etwas zu tun haben wollten. Kamen wohl die meisten aus dieser Kategorie aus Interesse an dem Fortgang unserer Arbeit, so schätzten auch einige die ausgezeichneten Bademöglichkeiten in der Ostsee. Dabei war auch nicht die gute Ware aus der Räucherei Rösing in Trassenheide zu vergessen.

Keineswegs aus diesem Grunde erhielt ich eines Tages Besuch von einem Ministerialdirigenten aus dem OKH. Bei der Vorstellung gab Chef Röpke zu erkennen, ich sollte einen Vortrag über die Abwicklung des Betriebes dieser großen Kasse halten, aus dem man vielleicht Erkenntnisse zur Verwertung an anderer Stelle sammeln könnte. Im Rahmen dieses Berichts würden meine Aussagen zu umfangreich und für den Laien zu trocken sein. Ich kam mit dem alten Herrn, der die 60 weit überschritten hatte, in eine sehr nette Unterhaltung, die dann bald in der privaten Sphäre mündete, als wir bei einer Tasse Kaffee im Offiziersheim saßen und die Rede auf Stettin kam, wo wir gemeinsame Bekannte hatten.

Über diese Harmonie, kann man wohl sagen, legte sich so etwas wie ein Schatten, als die Unterhaltung noch einmal in das Dienstliche geriet mit der folgenden Diskussion: „*Herr Oberzahlmeister des Beurlaubtenstandes, wie ist es eigentlich bei Ihnen mit der Kenntnis der Dienstbestimmungen, die die aktiven Kameraden sich in länger Dienstzeit ja zu eigen machen? Ich komme darauf zu sprechen, weil ich vor meinem Kommen nach hier erfuhr, daß Ihre Kassenprüfungen noch niemals eine*

Beanstandung zur Folge hatten. Das war für mich Veranlassung genug, Sie zu besuchen.“ Diese Gloriole überzog sich sehr bald mit einem Schatten, als ich zum Ausdruck brachte: „Eine präzise Kenntnis der Bestimmungen kann man von mir wohl kaum erwarten. Ich verfuhr immer nach dem Grundsatz; alles was nach reichlicher Überlegung und logisch vertretbar ist, kann auch nicht den Bestimmungen entgegen sein. Damit erreichte ich jahrelang die Kassenprüfungen ohne Prüfungsbemerkung.“ Zunächst schaute er, mich nachdenklich an, meinte dann aber doch: „Dann machen Sie wohl am besten so weiter.“

Meine lieben Leser meines Jahrgangs 1895 und früher noch, der eine oder andere einer der heute so geschmähten preußischen Beamten von damals, was sagen Sie dazu?

Geballte Arbeitskraft

Sie stellte sich um 1943 in vielfältiger Mischung in etwa 15.000 Beschäftigten, wie Forschern, Wissenschaftlern, Angestellten und Arbeitern. Eine geradezu verschworene Gemeinschaft, von Enthusiasmus erfüllt, der an sie gestellten großen Aufgabe zu dienen. Es war von Anbeginn so, daß jeder einzelne vom Peenemünder Geist erfaßt wurde, wenn in der Arbeit auch zunächst kein sichtbarer Erfolg zu erkennen war. Dieser Geist erlahmte auch dann nicht, wenn Fehlschläge eintraten und immer wieder neue Versuche nötig wurden. Eine Arbeitsgemeinschaft, die auch nicht resignierte, als die Partei, in dem Zeitpunkt, als das Schaffen von Erfolg begleitet war, Anerkennung in den höchsten Gremien nicht nur für sich zu verbuchen suchte, sondern dem Vorwärtskommen nur hinderlich war.

Den Peenemünder Geist seinen Mitarbeitern mitgeteilt zu haben, dieses Verdienst gebührt in erster Linie Freiherr Dr. e. h. Wernher von Braun, der auch heute noch angesichts der sensationellen Bedeutung, des „Apollo-11“ Unternehmens der Mondlandung bescheiden genug ist, auf seine ehemaligen Peenemünder Mitarbeiter hinzuweisen. Von ihnen sind einige noch heute an seiner Seite. In meiner Erinnerung sind von ihnen haften geblieben: Dr. Eberhard Rees, wie in Peenemünde auch heute sein ständiger Vertreter. Dr. Steinhoff, Chef der Bordgeräte, für das Richtwesen und Steuerung (B.S.M.). Dr. Walter Thiel Leiter des Versuchsfeldes. Mit seiner Familie kam er beim Luftangriff am 17./18. 8. 1943 ums Leben, und die Versuchsstelle verlor einen hochqualifizierten Mitarbeiter. Oberst Stegmeier, militärischer Leiter des Versuchsfeldes, bereits verstorben. Dren. Hermann und Kurzweg, die der Arbeit im Überschall-Windkanal verpflichtet waren. Walter Riedel (Riedel I), zunächst als ein Mitarbeiter des Raketenforschers Max Valier genannt, ebenso mit Dr. Heylandt gemeinsam tätig, Chef des Konstruktionsbüros Klaus Riedel (Riedel II), Mitarbeiter bei dem Raketenvater Prof. Dr. e. h. Oberth, im März 1944 mit Dr. v. Braun verhaftet, verunglückte bald später bei einem Autounfall.

Assessor Storch, einmal von den Siemens-Werken gekommen, war am Ende des Krieges Leiter der Elektromechanischen Werke, wie die angenommene Tarnbezeichnung für Peenemünde 1945 lautet. Professor Dr. e. h. Oberth, der sich seit vielen Jahren mit Raketen beschäftigte kann wohl für alle als ihr Lehrmeister angesprochen werden. Dies kam auch in der auf ihn von Dr. von Braun gehaltenen Laudatio

anlässlich seines 75. Geburtstages zum Ausdruck. Schlosser Grünow kam als einer der ersten Praktiker zu Dr. von Braun, der sein Können so hoch einschätzte, daß Grünow zum Obermeister ernannt wurde.

Generalmajor Dornberger

Neben dem Dr. von Braun war er von gleicher Bedeutung. Dies in einem ganz besonderen Sinne. Mit technischem Rüstzeug in hohem Maße ausgestattet hielt er als Amtschef von Wa-Prüf 11 im Heereswaffenamt von dort die Verbindungen zu Peenemünde. Diese waren keineswegs mit „Verwaltungskram“ erschöpft, sondern mit sehr harten Kämpfen verbunden, um nicht nur an höchster Stelle das Interesse für die Waffe zu wecken, sondern auf deren überragende Bedeutung hinzuweisen.

D. h. die Notwendigkeit der Unterstützung kenntlich zu machen; nicht nur für die Bereitstellung von Arbeitskräften sondern auch von finanziellen Mitteln, sowie die Anerkennung der höchsten Dringlichkeitsstufe für Peenemünde. Bei diesen drei Erfordernissen kam durchaus nicht immer ein wohltonender Dreiklang zustande. Vor allem wurden in Peenemünde viele wehrfähige Arbeitskräfte gebunden, und die Erfolge stellten sich nicht so ein wie man es erhofft hatte. Dornberger war aber nun einmal „hart im Nehmen“ und „blies“ immer wieder „zum Angriff“. Der Mann, der auch dann nicht müde wurde, als ihm das Kommando über die Raketentruppe genommen wurde, ebenso das Verfügungsrrecht über die Waffe. Dies ausgerechnet von einem von der Partei hochgespielten Mann, dem General der Waffen-SS Kammler, der damit den höchsten Dienstgrad eines Militärs erreicht hatte, ohne auch nur einen Tag Soldat gewesen zu sein. Die Haltung Dornbergers sollte hier einmal eine Würdigung finden: Ohne Dornberger keine A 4 in Peenemünde, ohne Peenemünde keine Saturn 5 für das Apollo-Programm.



Walter Dornberger an seinem Schreibtisch in Peenemünde, daneben sein Adjutant Werner Magirius, 1943
(HTM Peenemünde, Archiv, FE 858 Blatt 1 Bild 3; nachkoloriert von Th. Köhler)

Versuchskommando Nord (VKN)

In den zuvor aufgeführten 15.000 Beschäftigten sollte auch das im Barackenlager Karlshagen untergebrachte 4.000 Mann starke Versuchskommando Nord, Kommandeur Major Heigel (heute als Rektor i. R., in Norddeutschland lebend, nahezu erblindet) aufgeführt werden. Als es im Oberkommando des Heeres bei bestem Willen nicht möglich war Peenemünde zu helfen (die Entwicklung zeigte keine Fortschritte) war die Kommandierung dieser Soldaten im Frühjahr 1940 so etwas wie eine „Morgengabe“ des Generalfeldmarschalls von Brauchitsch mit dessen Ausscheiden Peenemünde seinen besten Förderer verloren hatte. Diese Truppe setzte sich aus Kräften aller Fachrichtungen zusammen, die gerade auf der Heeresversuchsstelle so dringend benötigt wurden. Soldaten angefangen vom Handwerker bis zum Diplom-Ingenieur. Nicht selten erfolgten die Kommandierungen unmittelbar aus dem Schützengraben.



Unterkunft für das Versuchskommando Nord: das ursprüngliche Gemeinschaftslager Karlshagen, 1943
(HTM Peenemünde, Archiv, NL Heinrich Lehmann, Bild 1940-1945_3; nachkoloriert von Th. Köhler)

Kanonier "Bumke" in 14 Tagen Stabsoffizier

Auf einer Heimfahrt Swinemünde/ Zinnowitz teilten zwei Landser mit mir das Abteil, der eine so richtig der Typ Kanonier „Bumke“: Montur ziemlich abgerissen und verreckt, an den Knobelbechern saß noch der Dreck des Schützengrabens, mich irgendwie musternd. Bald wurde ich dann gefragt, wie weit es denn noch bis Peenemünde sei. Aus der Unterhaltung stellte ich dann bald fest, daß unter dem feldgrauen Kriegerrock ein höherer technischer Beamter steckte. Er war zum Einsatz an der Arbeit für A4 freigestellt und kam direkt aus dem Graben in der Champagne.

An der Sperre erlebte er das gleiche Schicksal wie ich bei meiner Anreise zur Versuchsstelle im August 1939. Dieses Mal intervenierte ich gegen das von dem Sperrposten vorgebrachte Ablehnen des Durchlasses und schleuste den Kameraden ein. „Kamerad“ ist gut: etwa 14 Tage später hätte ich vor dem „Raupenschlepper“ eine Ehrenbezeugung machen müssen.

Nicht ohne Schmunzeln begrüßte mich ein Stabsoffizier, der von mir Betreute war ein Oberbaurat. Solche Umuniformierungen (nicht selten waren die Betroffenen nur kurze Zeit Soldat gewesen) nahm man wohl auch aus Zweckmäßigsgründen vor, um ihnen Verhandlungen im Heereswaffenamt oder ansonsten angenehmer zu gestalten.

Wer möchte leugnen, daß ein Ministerialbeamter meinen „Kanonier Bumke“ erst einmal hätte warten lassen.



Aufgrund der Form ihrer Schulterstücke wurden Stabsoffiziere umgangssprachlich auch als „Raupenschlepper“ bezeichnet (hier entspr. Kragenspiegel des Heeres: Major, Oberstleutnant, Oberst).

(Fortsetzung folgt)

(tk)

Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

**Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP.
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in "Die Pommersche Zeitung"**

6. Fortsetzung

Die Zivilangestellten.

Die in Peenemünde tätigen Zivilisten kamen nach dort auf zweifache Weise. Einmal über die Dienstverpflichtung aus allen Teilen des Reiches, zum anderen durch die Vermittlung des Arbeitsamtes. Dieses war zunächst in Swinemünde, später in einer eigenen Dienststelle rechtsseitig am Eingang zum Barackenlager Karlshagen. Bot die Beschäftigung bei der Wehrmacht schon von jeher einen Anreiz wegen der guten Bezahlung, so trat dies besonders in Erscheinung durch einen besonderen 32 Prozent Inselzuschlag für Peenemünde (man wollte damit das In-sich-Abgeschlossensein abgelten). Jenen im Nahbereich der Versuchsstelle ansässigen Bewerbern gab man einen gewissen Vorzug, weil man bei ihnen der Sorge um die Unterbringung enthoben war. In mehreren Werkbahnhöfen, von dem Vorspann durch den „feurigen Elias“ habe ich an anderer Stelle schon gesprochen, wurden sie bei Dienstbeginn heran- und bei Dienstschluß an ihre Wohnorte zurück gefahren. Als später durch den Bau der Wohnsiedlungen Unterkünfte geschaffen wurden, übersiedelten in diese die Auswärtigen, schon der günstigen Mieten wegen.

Die Zwangarbeiter.

Von ihnen wurde ein ganz bedeutendes Kontingent an Arbeitskräften gestellt, deren Heranziehung nicht immer unter humanitären Voraussetzungen geschah. Es waren meist die Schergen der SS, die in den von uns besetzten Gebieten die Bevölkerung auf den Marktplätzen ihres Wohnortes zusammentrieben. Die Auswahl erfolgte meist ganz nach Laune und nicht selten darauf bedacht, die Familien zu trennen und ihre Angehörigen in möglichst verschiedene Arbeitsbereiche zu kommandieren. Daß diese Menschen, denen man oft genug auch noch die Mitnahme der geringsten Habe verwehrte, keine große Arbeitslust mitbrachten, ist nur zu verständlich. Dennoch sind mir Revolten in dem Lager Trassenheide, in dem sie untergebracht waren, nicht bekannt geworden. Die notwendig werdende Aufsicht machte die Unterbringung in



Lagern schon zur Pflicht, und wenn das Lager drahtumzäunt war, so erforderte dies die unbedingte Geschlossenheit. Der Draht war jedoch keineswegs elektrisch geladen, wie ich einmal zu lesen die Gelegenheit hatte. Ebenso ist unwahr, daß SS Soldaten auf flüchtende Lagerinsassen geschossen hätten. Dies keineswegs zur Rehabilitierung der SS, von deren Anwesenheit in Peenemünde mir nichts bekannt geworden ist.

Die Polen.

Ob diese, in Baracken linksseitig der Straße zum Karlshagen-Hafen untergebracht, Gefangene oder Zwangsarbeiter waren, ist mir heute nicht mehr genau in Erinnerung. Dagegen ist mir sehr gut im Gedächtnis geblieben, daß sie zeitweilig sehr renitent gewesen sein müssen. Mehrmals passierte ich am Tage diesen Ort und hörte oft sehr lebhafte und lautstarke Auseinandersetzungen mit den beaufsichtigenden Lagerführern. Solche Aufsässigkeit machte auch mir einmal zu schaffen.



Wozu haben Sie denn das Schießeisen?

Wenn heute, nahezu nach 25 Jahren nach Beendigung des Krieges, noch Soldaten aller Dienstgrade bzw. mit Aufsichtspflichten im Kriege betreute Personen unter Anklage gestellt und verurteilt werden, weil sie seiner Zeit in eigenem Gewissenskonflikt ihre Befehlsbefugnisse nicht erkannten oder überschritten. Man kam sehr leicht in eine solche Lage, wie das folgende persönliche Erlebnis beweisen mag: Nahezu am Ende des Krieges oblag mir neben meinen Dienst als Kassenleiter noch die Unterbringung von der Front zurückflutender Soldaten. Dies in jeder Menge, die in Peenemünde gesammelt werden sollten, um sich später von Swinemünde aus über See mit Schiffen im Geleit abzusetzen. Manche Unterkünfte waren bereits derart überbelegt daß z.T. 2 Soldaten in einer Bettstatt lagen, diese froh, überhaupt erst einmal wieder zur Ruhe gekommen zu sein. Meine Meldung an das Wehrkreiskommando II in Stettin, Peenemünde sei nicht mehr aufnahmefähig, wurde nicht beachtet. Abends, meine helfenden Arbeitskräfte, hatten längst die heimischen Penaten aufgesucht, wurde ich in meiner Wohnung alarmiert: Unangemeldete, und deshalb unerwartete, 50 Mann sind sofort unterzubringen. Als ich für solche Ausnahmefälle eingeteilte Polen heranziehen wollte, verweigerten diese den Dienst. Auch ernstliche Ermahnungen nach Betreten der Baracke, aus der mir ein Höllenlärm entgegenschlug, meinen Anordnungen zu folgen, fruchteten nicht. Darauf ein Unteroffizier aus dem Kreis der „Obdachlosen“: „*Wozu haben Sie denn eigentlich Ihr Schießeisen am Koppel?*“ Ich war besonnen genug, dieser Aufforderung nicht zu folgen und fand auf andere Art eine Lösung. Nicht immer hatten die Einweisungen so wenig erfreuliche Begleiterscheinungen. Nach der besonders guten Unterbringung des Musikkorps eines Regiments, brachte dieses mir am nächsten Morgen ein Ständchen.

Ein besonderes Bataillon.

„Sommerfeldt“ stellte sich mir ein noch unbekannter Oberzahlmeister vor, der zum Empfang von Lohngeldern in meine Kasse gekommen war. Interessiert, welcher Art

seine Einheit sei, folgte ich gern der Einladung meines Kameraden, seinen in mehreren Baracken hinter den Arbeitsdienstunterkünften am Werk Ost gelegenen Arbeitsbereich kennenzulernen. Beim Näherkommen zur Unterkunft fielen mir schon die Sauberkeit der Umgebung und die gepflegten Blumenrabatten auf. Ein mit deren begießen befaßter Feldgrauer erstarre zur Salzsäule „Männchen zu machen“. Zu gleichem „Tun“ schnellten, wie von der Tarantel gestochen, 3 Männer auf bei betreten des ersten Zimmers. Es fiel mir auf, wie sich gleich 2 Männer bemühten, auf einen Wink mir aus meinem Mantel zu helfen und für eine Sitzgelegenheit zu sorgen. Alles kam mir so ein wenig komisch vor. Da fiel mir auf, alle Soldaten hatten die gleiche Montur an, ohne Rangabzeichen. Es kam mir zu Bewußtsein, ich wurde mit den Angehörigen eines Strafbataillons konfrontiert. Als mir dann in der Küche der Charakterkopf des Kartoffelschälers auffiel, wurde mir bedeutet er gehöre einem Gelehrten dessen Arbeit aber kaum besser von jemand anderem gemacht werden könne. Wie ich von meinem Kameraden erfuhr, waren diese Männer durch Fleiß, Höflichkeit und tadelloses Benehmen von meinem Kameraden geschätzte Arbeitskräfte und auf dem besten Wege ihre Delikte verschiedener Art zu sühnen. Ich möchte glauben, daß nur wenige Peenemünder von der Anwesenheit dieser Abteilung Kenntnis hatten.

Die Kriegsgefangenen.

Jeder von ihnen, gleich welcher Nation zugehörig, hört in dem Augenblick auf ein Feind zu sein, wenn er den Kampf aufgibt und sich in das Gewahrsam seines Gegners begibt. Nach diesem Grundsatz wurden diese Menschen auch in Peenemünde behandelt. Natürlich war Jedermann die Verbindung mit den Kriegsgefangenen zum Zwecke der Konspiration oder Kollaboration strengstens untersagt. Ich bin überzeugt, daß von der Partei angesetzte Spitzel, und deren gab es auf der Versuchsstelle nicht wenig, sehr scharfe Kontrollen ausübten. Dennoch sind mir Beziehungen von Angehörigen meiner Dienststelle, in diesem Falle handelt es sich um Arbeiter, bekannt geworden. Pflichtgemäß hätte ich ein solches Verhalten weil strafbar unterbinden, wenn nicht gar melden müssen. Das menschliche Mitgefühl mit dem unverschuldeten schweren Los dieser Menschen mußte hier überwiegen, wenn man oftmals beobachtete, wie die ganz hungrigen Mäuler sich an die Essenabfall-Tonnen heranmachten, noch etwas Genießbares herauszufischen.

Für ein kleines Stückchen Brot waren diese leidgeprüften Menschen auf eine ganz besondere Art dankbar. Bietet mir doch mein „Adjunkt“ Florin eines Tages ein zigaretten-schachtel großes Kästchen an.

Es war mit Intarsien versehen, mit gespaltenen Strohhalmen beklebt, das Holz sehr sauber verarbeitet, imstande, durchaus dem Kunstgewerbe Konkurrenz zu machen. Es war für mich für ein halbes Brot zu haben. Wohin dies gehen sollte, konnte ich wohl ahnen, durfte die Frage danach aber keineswegs stellen.



Ein klein wenig Not zu lindern, hatte ich öfter Gelegenheit, auch ohne Gegenleistung. Die dem Russen eigene Kunst, aus dem Nichts etwas zu schaffen, ist mir noch mehrmals begegnet. Schwerlich kamen wohl gewöhnlich Sterbliche an Abfälle des für die V 2 verwendeten Metalls heran, die Russen fertigten Fingerringe daraus. Aus leeren Konservendosen fabrizierte Schrotmühlen en miniature bekam ich mehrmals zu Gesicht. Die russischen Kriegsgefangenen waren geschlossen in einer auf der Straße nach Karlshagen-Hafen gelegenen (rechts) Halle untergebracht. Nach deren Räumung wenige Tage vor Kriegsende fand ich diese Unterkünfte in einem geradezu katastrophal verwahrlosten Zustand vor. Vielleicht haben diesen mangelnde Neigung zu persönlicher Sauberkeit der Insassen, sicher aber auch das Fehlen von genügend Reinigungsmitteln, nicht zuletzt die verständliche Resignation mit dem Schicksal verursacht. Jedenfalls waren die Hallen für eine weitere neue Belegung, mit deutschen Soldaten schon gar nicht, verwendbar. Wie ich wegen der Weigerung der Ausführung eines gegebenen gegenteiligen Befehls um ein Haar in ein Kriegsgerichtsverfahren verwickelt wurde, an anderer Stelle.



Kurt Bornträger und ein unbekannter Unteroffizier im Gespräch mit vier sowjet. Kriegsgefangenen, 1943.
(HTM Peenemünde, Archiv, B277/43BSM nachkoloriert)

Die bunten Häftlinge.

Wie die Partei sie „katalogisiert“ hatte, ob es KZ-Lagerinsassen waren, sie trugen nicht das blau-weiß gestreifte Drillig, habe ich nie erfahren. Ich begegnete ihnen bei Ausschachtungsarbeiten in Gelände zwischen der Siedlung und Karlshagen. An der

Jacke waren kleine dreieckige Läppchen von verschiedener Farbe aufgeheftet, die schon, ohne sie zu befragen, ihre Vergehen, ob kriminell oder politisch auswiesen.

"Mützähnen app!"

Genau wie geschrieben, klang es mir entgegen bei der ersten Begegnung mit KZ-Häftlingen. In Begleitung meines Kameraden Nürnberg befand ich mich in der Hindenburgstraße in der Wohnsiedlung auf dem Wege zum Kameradschaftsheim an der See in Karlshagen, als uns eine von einem Kapo geführte Abteilung Häftlinge entgegenkam. Wie nach militärischer Gepflogenheit erscholl, 6 Schritt von uns entfernt, von dem Kapo laut und vernehmlich das oben zitierte Kommando. Wie von einer Strippe gezogen nahmen die Männer gleichzeitig die Kopfbedeckung ab und zogen mit Blickrichtung zu uns im Stechschritt vorüber. Ich erwiderte den Gruß durch Handanlegen an die Mütze, worauf ich von Nürnberg gerügt wurde: *"Du kommst in Teufels Küche, wenn das soeben jemand gesehen hat, solche Menschen grüßt man nicht!"* Solche Menschen! Es mußten ja nicht alles Kriminelle sein, die wie Zebras herumließen. Waren nicht die meisten nicht wegen der Standhaftigkeit und dem Festhalten an ihrer politischen Überzeugung, oder ihres christlichen Glaubens wegen in die Lager gekommen; von denen, die ihrer Rasse wegen verdammt wurden, ganz zu schweigen.

Ein scharfer Schuß.

Auf dem Wege zum Dienst in das Haus „Bergfried“ in Karlshagen erkannte ich schon von weitem einen Trupp Häftlinge beim Trümmerräumen. Auf 50 Meter nähergekommen, hörte ich plötzlich einen kurzen, dumpfen Knall und sah wie auf der übersichtlichen Straße ein Mann zu Boden fiel. Ein Blutrinnsal den Hals hinunter und der leblose Körper ließen erkennen, der Mann war soeben erschossen worden. Etwas Derartiges an einem schönen sonnigen ruhigen Morgen ohne jeden Aufstand oder Tumult zu erleben, weckt doch ein eigenartiges Empfinden. Bevor der aufsichtführende Kapomann mir eine Erklärung abgab, erfuhr ich auf meine Frage: „mußte das sein?“ in lakonischer Kürze die Antwort: „Arbeitsverweigerung“. Eine Klärung gehörte nicht zu meinen Dienstbefugnissen. Sich in dieser Richtung zu orientieren, war bei dem damals in Peenemünde schon bestehenden Einfluß der Partei auch wenig ratsam gewesen.

Die größte unterirdische Fabrik der Welt

1943/1944 trat m.W. erstmalig in Peenemünde der Begriff „Mittelwerk“ in Erscheinung, ohne für die Allgemeinheit erkennen zu lassen, was darunter zu verstehen sei, wiederum ein Beweis, wie die Geheimhaltung funktionierte. Als dann Versetzungen nach Nordhausen und Bleicherode in Thüringen erfolgten, lichtete sich das Dunkel und es wurde lautbar, daß unter Verwendung modernster Maschinen und Geräte, vor allem gegenüber den Voraussetzungen in Peenemünde in neuen Werksanlagen unter der Erde und damit bombensichere Möglichkeiten für eine beschleunigte Fertigung von Aggregaten geschaffen werden sollten. Zur Absicherung gegen Luftangriffe sollten die Anlagen sich in dem stillgelegten Schacht eines ehemaligen Bergwerks befinden. Dies meine Kenntnisse, auch dann noch als der Arbeitsrhythmus auf der

Insel sich zu beruhigen begann, sowie die Verlagerung von Maschinen und Gerät und auch die Versetzungen von Gefolgschaftsmitgliedern in die Wege geleitet wurden.

Nach Kriegsende war das „Geheimnis von Peenemünde“ für viele Zeitungen und Illustrierte ein willkommener Artikel, die Leser mit Sensationen zu versorgen, umso mehr als man es mit der Wahrheit nicht genau nahm. Ich erinnere mich an Artikel über den Luftangriff 1943, bei dem man Tausende von Opfern beklagte, und in denen man so wie etwas zur Dekoration auch einen General umkommen ließ. Kopfschütteln mußten Schilderungen darüber erzeugen, wie in zu der Versuchsstelle zu rechnende Fabriken nahe Nordhausen in harter Fron Arbeitskräfte beschäftigt worden waren, zu denen auch Kz.-Häftlinge zu rechnen seien. Zu Zehntausenden seien diese dort verhungert oder ein grässlichen Tod verstorben. Solches in Verbindung mit der Heeresversuchsstelle Peenemünde zu bringen, musste mir als faustdicke Lügen erscheinen, weil es bis zum Verlassen der Dienststelle am 3.5.1945 mir nicht bekanntgeworden war. Heute müssen wir erfahren, daß solche Nachrichten das tatsächliche Geschehen in seinem Grauen noch nicht einmal vollends erfaßt haben und müssen zugeben: Im „Mittelwerk“ präsentierte sich nicht nur die größte unterirdische Fabrik der Welt, sondern ein ungeheures Verbrechen.

Sie sind keineswegs den Männern von Peenemünde anzulasten, sondern entsprangen dem Hirn der Schergen des Dritten Reiches, von denen sich der Reichsführer SS Himmler und sein Gefolgsmann, der General der Waffen SS Kammler, bei diesem Unternehmen „auszeichneten“. Was war nun wirklich dort geschehen? Es sei mir in diesem Falle erlaubt, aus Wernher von Brauns Dokumentation „Mein Leben für die Raumfahrt“ sinngemäß zu zitieren. Nach Einrichten der Werksanlagen blieb es Kammler vorbehalten, neben den zivilen Wissenschaftlern, Ingenieuren und Angestellten und Arbeitern Kz.-Häftlinge zu Tausenden bereitzustellen, um die von Adolf Hitler verlangte beschleunigte Fertigstellung von Raketen zu erreichen.

Unscheinbar war der Eingang zu den Höhlen, die man rechtens mit der „Hölle vom Mittelwerk“ bezeichnen kann.



Südlicher Eingang zum Montagestollen B im Kohnstein, Juni 1945.
(HTM Peenemünde, Archiv, 2021-0006, S. 4 nachkoloriert)

Die Häftlinge arbeiteten unter Bedingungen, wie sie aus anderen Lagern wohl kaum bekanntgeworden sind, auch deshalb, weil der Öffentlichkeit jede Einsicht unmöglich gemacht wurde. Auch die Kz.-Lager lagen unter der Erde.

Die Zivilbeschäftigte kamen wenigstens noch zum Aufsuchen der Wohnung an die Oberwelt. Ihre Unterhaltung mit den Sträflingen, gar der Versuch des einen oder anderen Los zu bessern, wurde mit schweren Strafen geahndet. Von erforderlichen sanitären Anlagen ganz zu schweigen, war eine Ernährung der 32.000 Häftlinge (auf diese Zahl waren sie angewachsen) gar nicht durchführbar. Mangels dessen starben die Häftlinge wie nach einer Seuche dahin. Man könnte meinen es sei daran gedacht gewesen diese Menschen planmäßig zu liquidieren. Diese Schande nicht offenbar werden zu lassen, war der Befehl ergangen, diese Stätte des Grauens vor dem Anrücken der Amerikaner in die Luft zu sprengen. Die für diese Aktion angesetzten SS Leute hatten es jedoch vorgezogen; sich schon zuvor aus dem Staube zu machen und die Amerikaner sahen, wessen die Deutschen in ihrer Verblendung fähig waren. Sie betraten nicht nur die größte unterirdische Fabrik der Welt, sie waren auch Zeugen der wohl größten Schande der Deutschen.

(Fortsetzung folgt)

(tk)

Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

**Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP.
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in „Die Pommersche Zeitung“**

7. Fortsetzung

Die Zuliefererwerke

Nicht nur in Peenemünde waren rührige Hände am Werk für die Rakete beschäftigt, wenn ich an die Zulieferer von Spezialgeräten denke wie z. B. in Berlin die Askaniawerke - Siemens & Halske - Heylandtwerke und die Zeppelinwerke in Friedrichshafen. Auch die Zusammenarbeit mit den Technischen Hochschulen, den Universitäten und ihren Wissenschaftlern verdient eine besondere Beachtung.

Peenemünde und die Frauen

Wenn ich die weiblichen Arbeitskräfte an letzter Stelle aufführe, so sollte das keineswegs ein Wertmesser für ihre Mitarbeit sein, sondern mir Gelegenheit geben, auf breiterem Raum über sie zu berichten. In den Jahren nach Beendigung des Krieges und besonders in der letzten Zeit, auf Grund meines Berichtes in der Pommerschen Zeitung bin ich wiederholt angesprochen bzw. angeschrieben worden, mich zu dem Einsatz der weiblichen Arbeitskräfte und ihrer Haltung zu äußern. Es hat mich eigenartig berührt, daß dabei auch der Begriff „Sündenpfuhl Peenemünde“ gefallen ist. Der Leser erwarte von mir keine sensationellen Enthüllungen, einfach, weil es keine Sensationen gegeben hat. Für Einzelvorkommnisse unter Zehntausenden von Mitarbeitern nehme ich „Ausnahmen bestätigen keinesfalls die Regel“ auch für Peenemünde in Anspruch. Ich halte ausgesprochene Verunglimpfungen in dieser Richtung für Neid derjenigen, denen es versagt blieb, in Peenemünde zu arbeiten bzw. solcher, die mangels Geeignetheit zur Unterbringung in Unterkünften wie Peenemünde Platzverweis erhielten.

Ich möchte hierbei auf die ersten Zeilen der 1. Folge meines Berichts verweisen, wenn darin zum Ausdruck kam in Peenemünde können wir nicht jedermann gebrauchen. Als einer der wenigen, die schon vor Kriegsbeginn und bis zu dessen bitteren Ende, ununterbrochen in Peenemünde im Einsatz waren, halte ich mich nicht nur für berufen, sondern verpflichtet, unseren weiblichen Mitarbeitern die Würdigung zukommen zu lassen für ihre Tätigkeit, die diese verdient.

Wie bei den männlichen Arbeitskräften kam eine beträchtliche Anzahl aus den in Peenemünde, auf der Insel oder nahegelegenen Orten ansässigen Familien. Sie fanden zunächst Beschäftigung als Hilfskräfte, von denen es manche zu wertvollen Mitarbeitern für Abteilungsleiter und Führungskräfte brachten. Jene bei denen „es“ nicht reichte, verdingten sich als Putzfrauen oder kamen in Wirtschaftsbetrieben wie Küchen usw. unter.

Ein weiteres Kontingent kam auf Grund von Dienstverpflichtungen aus dem gesamten Bereich der Provinz. Gleich den Männern fanden sie zunächst Unterkunft in von der Heeresstandortverwaltung angemieteten Pensionshäusern der nahen Badeorte an der Küste. Die Besitzer dieser durch den eingestellten Kurbetrieb leerstehenden Häuser waren von solcher Verwendung ihrer Häuser mehrfach angetan. Nicht selten wurde für die vielleicht schon lange notwendig gewordene Renovierung auf Kosten des Heeres Sorge getragen. Zum anderen war eine durchgehende Belegung garantiert und die Bezahlung auf der Basis des Kriegsleistungsgesetzes war auch nicht zu verachten. Es kam jedoch auch vor, daß versucht wurde, unter Ausnutzung eines zeitweise auftretenden Notstandes (Luftangriff 1943) aus dem Rahmen fallende Forderungen zu stellen. Als später die Ledigenheime L 1 und L 2 in Karlshagen fertiggestellt waren, standen in deren Zimmern ausgezeichnete Unterkünfte zur Verfügung.

Die bei der Luftwaffe auf Werk West beschäftigten Frauen fanden Unterkunft in den reetgedeckten Häusern nahe Werk Ost, wunderbar von der die Kantine im gleichen Haus bewirtschaftenden Frau Werner umsorgt. Zur Kenntlichmachung der Lage der Häuser: am gleichen Platz gegenüber lagen die Wohnhäuser von Major Rummschöttel und Dr. Steinhoff, im rechten Winkel dazu das Verwaltungsgebäude der Baugruppe Schlempp und rechts am Wege zum Kasino das Nachrichtengebäude mit seinem Inspektor Wettig und seiner unvergesslichen Assistentin Annemarie Wolff.



Abbildung 1 – Blick in den Winklerweg im Werk Ost Richtung Süden, 1942 – rechts die Häuser von Oberstleutnant Rumschöttel und Dr.-Ing. Ernst Steinhoff (Winklerweg 11), geradezu das Verwaltungsgebäude der Baugruppe Schlempp (HTM Peenemünde, Archiv)

Die Arbeitsmaiden

Wenn ich die Namen, der Führerinnen Fräulein Bäuerlein bzw. Wilke erwähne, so kommt damit die Erinnerung, wie ich mancher Einladung zu einer Sonnabendnachmittag-Kaffeestunde im Kreise ihrer Maiden gefolgt bin. Den Kaffee hatte wohl manches Mal ein Landser aus Holland geschickt. Das waren so Gelegenheiten zum gegenseitigen Kennenlernen, bei denen dann auch die Maiden über ihre Führerinnen Wünsche wegen der einen oder anderen besseren Ausstattung ihres Zimmers vorbrachten, die der HStOV oblag. Ich hörte aber auch Klagen der Führerinnen, wie schwer es war, mit den Schutzbefohlenen fertigzuwerden, deren Herkunft auch in gesellschaftlicher Beziehung so verschiedenartig war. In Peenemünde stellten manche Ansprüche, an die in der Mietwohnung eines Hinterhauses in Stettin gar nicht zu denken war. Die Mehrzahl war schon berufstätig gewesen. Manche kamen aus einem sehr guten Elternhaus. Sie hatten nicht nur eine gute Erziehung genossen, sondern auch bestgemeinte Verhaltenslehren für Peenemünde mit auf den Weg bekommen. Hier angelangt fühlten sie sich erstmalig frei, regten die bisher gehemmten „Schwingen“, jetzt bemüht bisher Versäumtes nachzuholen, das es dann zu mancher Unbesonnenheit kommen ließ.

Das Heimweh nach dem Elternhaus spielte dabei noch seine besondere Rolle. Bei einem gemeinsamen Täßchen Kaffee waren sie alle noch so sittsam. Nahte der Abend, dann wurde so manche von ihnen lebendig. Das aber war doch kein Grund zur Verurteilung ihres Auftrittens. Wer werfe den ersten Stein? Ich entsinne mich, in unserem Stettiner bestens renommierten Internat „Friedenshof“ soll es schon vor 1914 vorgekommen sein, daß die Töchter noch renommierterer Familien aus ihrem Stübchen im Parterre über die Regenrinne den Weg in die Freiheit suchten.

Junge Fremdarbeiterinnen

Sie kamen wie die Männer aus vielen fremden Nationen, waren auch unter Zwangsmaßnahmen aus ihren Familien herausgerissen. Man traf sie als Putzfrauen, Küchenhilfen, ja auch als Hilfen in Privathaushalten. Immer hörte man ihren Fleiß und ihre Sauberkeit loben. Bei notwendig werdendem Bedarf ihrer Hilfe stellte ich mehrmals fest; daß ihnen vor deutschen Arbeitskräften der Vorzug gegeben wurden. Aus der Familie eines Kameraden ist mir bekannt, daß hier die „Fremde“ so wertvoll bei der Betreuung und Erziehung der Kinder wurde, daß man sie nach dem Verlassen von Peenemünde im Westen weiter beschäftigte.

Der Inselkoller

Die Insel und der abgegrenzte Sperrbezirk waren zweifellos ein Paradies für Naturfreunde. Dieser Art waren aber nicht alle, dabei gab es doch recht viele, die einfach nicht mit dem Gedanken fertig wurden: das ist mir hier verboten, jenes muß ich ebenso unterlassen; immer jenem Gebot folgen: **Manches sehen, vieles hören, immer schweigen!**

Es traten Gemütszustände auf, die wir „Inselkoller“ nannten, die anzusehen wohl Lächerlichkeit auslöste, aber für die Betroffenen ernste Erkrankung hervorrief. Ich beschäftigte eine Mitarbeiterin, die heute ohne Tadel beste Arbeit leistete, morgen und einige Tage noch dazu, zu leichtem Lebenswandel neigte. Wie ich bald herausbekam suchte sie auf ihre Weise das Sehnen in das Elternhaus zu betäuben, aus dem sie erstmalig auf die Reise nach Peenemünde gekommen war. Ob ich ihr mit einer Versetzung geholfen habe, konnte ich nicht mehr feststellen.

Ein aus einer angesehenen Familie in Stettin nach Peenemünde kommender Kamerad trieb es noch schlimmer. Freude am Alkoholgenuss ließ ihn die Grenzen der Verträglichkeit nicht erkennen. Die resultierenden Exzesse waren Komödien für die Umwelt. Als er sich dann einmal in Wolgast an einem Abend dazu verstieß aus einem Bus die Fahrgäste zum Aussteigen zu zwingen und das Fahrzeug als für die Wehrmacht beschlagnahmt zu bezeichnen, mußte er Peenemünde verlassen; die Strafe Fronteinsatz...

Unser „Doktor“

„Wernher von Braun, der Mensch der nach den Sternen greift“, so las ich es als Buchtitel. Schlicht ohne jedes Beiwerk dieser Name, der dem Freiherr Professor Dr. h. c. Wernher von Braun gehört, Träger des Großkreuzes des Kriegsverdienstkreuzes mit Schwertern, Inhaber sonstiger hohen Auszeichnungen und Anerkennungen, sowie zahlreicher Diplome. Dies für eine Arbeit von mehr als 30 Jahren, die in den Julitagen dieses Jahres mit dem Start der „Saturn V“ in dem Apollounternehmen zunächst einen triumphalen Abschluß fand und Wernher von Braun zum Genius des 20. Jahrhunderts werden ließ.

Wir alten Peenemünder, besonders die Pommern, sind stolz darauf, daß er einmal unser „Doktor“ war, daß die Vorentwicklung der „Saturn V“ auf pommerschem Boden, in Peenemünde auf der Insel Usedom eingeleitet wurde. Gerade darum wissen wir, daß der Weg nach Kap Kennedy nicht immer sonnenbeschienen, sondern reich war an Enttäuschungen, Mißerfolgen, ja selbst an zugefügten Erniedrigungen (ich denke dabei an die Verhaftung durch die Gestapo und Überführung in das Polizeigefängnis in Stettin am 15.3.1944) bis hin zum 16. Juli 1969, als die Welt den Atem anhielt.

Der Erfolg war nur möglich einmaligen Ehrgeiz; einer bewunderungswürdigen Arbeitskraft, das schon in jungen Jahren gesteckte Ziel zu erreichen.



Abbildung 2 – Prof. Dr. Werner von Braun vor der Saturn V- Rakete in Cape Canaveral, 01.07.1969 (NASA, Bild 6901046)

Seine Bescheidenheit

Bescheiden ist dieser Name mit dem „Apollo11“-Unternehmen verbunden, wenn Wernher von Braun immer wieder darauf hinweist: „Dafür möchte ich keineswegs allein stehen, weil die Aufgabe ohne meine mit hohen Geistesgaben und Arbeitsfreude beseelten Mitarbeiter, die zu Tausenden zählen, nicht zu lösen war.“

Uns ehemalige Peenemünder erfüllt es auch mit besonderem Stolz, daß von Braun seinen heute bei ihm tätigen und früher auf der pommerschen Insel beschäftigten Mitarbeitern eine besondere Würdigung zukommen läßt. Er bringt immer wieder zum Ausdruck, wie jede Erfindung und Forschung in ihrem Erfolg niemals die Arbeit eines Einzelnen ist, sondern das Zusammenspiel eines Teams. So verdanken wir den weltbedeutenden Erfolg der Mondlandung der unermüdlichen Arbeit, dem Können vieler Wissenschaftler, an dem die ehemaligen Peenemünder einen erheblichen Anteil haben. Diese Bescheidenheit und Zurückhaltung, niemals im Vordergrund aufzutreten, keineswegs mehr scheinen als sein, lernten wir schon in Peenemünde an ihm schätzen.

Meine erste Begegnung mit dem Dr. von Braun

Bald nach meiner Einberufung zur Heeresversuchsstelle Peenemünde im August 1939, es war um die Mittagszeit eines Herbsttages geschah es, daß ich mit den Herren Dr. Schilling und Dr. Steinhoff (sie wohnten mit mir im Haus 1) auf dem gemeinsamen Wege zum Essen im Kasino war. Aus dem Hause 4 (Dienstgebäude des E.-Werkes) kommend, schlossen sich uns drei Herren an. Bei der Bekanntmachung hörte ich dann den Namen v. Braun und von diesem den an mich gerichteten Wunsch: „*Sie essen doch mit uns?*“.

Nun, ich war ja Neuling und bemüht, alles kennenzulernen „was da kreucht und fleucht“. Bei unserem Tischgespräch machte Dr. Schilling den „Doktor“ dann besonders auf mich aufmerksam: „*Herr Nehls kommt von der Standortverwaltung. Sie sollten sich gut mit ihm anlegen, denn er zahlt den „nervus rerum“, und wenn Sie ein gutes Bett benötigen, dann sind Sie bei ihm gut beraten!*“

Wie schon erwähnt ich war in jenen Tagen noch „Anlehring“ bei der HStOV und hatte weder mit der einen noch der anderen Sache etwas zu tun. Später war ich zwar lange Zeit Leiter der Standortkasse, von der die Zahlmeisterei der HVP ihren Geldbedarf in Empfang nahm. Aus ihm wurden auch die Reisekostenrechnungen des „Doktors“ bezahlt; aber dafür war mein Kamerad Oberzahlmeister Martin Krauß zuständig. Dr. von Braun meinte dann wegen Geld könne man ja wohl einmal miteinander reden; bezüglich der Bettstatt hätte er jedoch in seiner Wohnung im Hause 5 nicht zu klagen. Kunststück, dort hatte die „erste Garnitur“, u. a. auch Oberst Dornberger ihr Domizil, das hatte ich inzwischen schon erfahren.

Nach dem Essen zogen wir uns noch zu einem Täßchen Kaffee in dem „Kleinen Zimmer“ am Eingang zurück. Eigentlich war dies den Damen vorbehalten. In privaten Gesprächen mit mir kam dann die Rede auf Stettin, das der „Doktor“ sehr schätzte. Die Wertschätzung dürfte später nach seiner unfreiwilligen Präsenz bei der Polizei in der Behr-Negendank-Straße verloren gegangen sein.

Als ich später in mein Dienstzimmer kam, bestürmte Kamerad Dethloff mich mit der Frage: „*Wie kamen Sie an den Prominententisch?*“ Ich erfuhr, ich hatte die Bekanntschaft des Mannes gemacht, von dem heute die Welt spricht. Wir trafen dann noch oft im Offiziersheim zusammen, dienstlich hatten wir unmittelbar miteinander nichts zu tun. Dennoch hatte ich zur Genüge Gelegenheit, ihn und seine Gewohnheiten zu studieren, über die ich nachfolgend sprechen möchte.

(*Fortsetzung folgt*)

(tk)

Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

**Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP.
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in „Die Pommersche Zeitung“**

8. Fortsetzung

Was wir an ihm verehrten

Entgegengesetzt zu seiner überraschenden Stellung als Technischer Direktor der Heeresversuchsstelle, mit einer außergewöhnlichen Arbeitsaufgabe betraut, und ebenso entgegengesetzt, da er wenig Freizeit zur Verfügung hatte, hatte er eigentlich für jedermann Zeit, der mit einem Anliegen zu ihm kam. Er war nicht nur geschätzt, von denen, die seine Vorgesetzten waren, sondern wurde in gleicher Weise verehrt von jenen, die ihm untergeordnet waren.

Ich fragte einmal einen mir aus Stettin bekannten Schlosser: „*Wie kommen Sie denn mit Herrn Dr. von Braun zurecht?*“ Worauf ich in echtem Stettiner Dialekt die Antwort bekam: „*Der Dokter ist prima mit dem könn' Se reden, wie Se dat mein. Na, un' wenn et denn jeklappt hat - womit er den, geglückten Start meinte -un' die trinken denn „ein“ druff int Kasino, denn hat er uns mit nen Kasten Bier och nich vergessen, dat könn' Se man globen!*“

Gibt es wohl einen schöneren Beweis der verschworenen Gemeinschaft? Dr. von Braun besaß nicht nur die Fähigkeit der freien Rede, sondern das Können, die gewiß doch schwierige Materie seines Schaffens mit einfachen Worten ohne viel Mathematik für jeden begreiflich zu machen, soweit die Geheimhaltung dies zuließ. Selten begannete man ihm allein; immer war er umgeben von einem Teil seiner engsten Mitarbeiter. Wo auch immer solch eine Gruppe auftrat, schien meist die Unterhaltung auf die Rakete konzentriert zu sein. Keineswegs war er immer frohen Muts. Zuweilen sah man ihn auch mit recht besorgter Miene, wobei es von mathematischen Formeln nur so sprudelte. Wenn das Gespräch nicht sogar verstummte, so bewegte es sich auf einer anderen Basis, sobald sich ein Unbekannter näherte; ein Beweis um das Bemühen für die Geheimhaltung.

An manchem Abend auf meinem Heimweg aus dem Kasino war selbst in weit vorgerückter Stunde das Dienstzimmer des „Doktors“ noch beleuchtet. Die Sekretärin Lore Bannasch wird in ihrer Freizeit beträchtlich eingeengt gewesen sein. Wie alle war auch sie immer für ihren Chef arbeitsbereit. Würde er diese Zeilen zu Gesicht

bekommen, so würde er sicher fragen: „*Habe ich denn im „Inselhof“ in Zempin etwa auch Akten gewälzt?*“.

Dort in dieser anheimelnden Gaststätte am Achterwasser traf ich ihn an manchem Sonntag. Es war wohl so etwas wie sein Refugium in das er sich zurück zog, um für kommende arbeitsreiche Tage neue Kraft zu schöpfen. Es war eins der vielen landschaftlich schön gelegenen Plätzchen auf der Insel, nur wenige Kilometer von Zinnowitz entfernt, etwa auf halbem Wege nach Koserow gelegen, mit Blickrichtung auf die Halbinsel „Der Gnit“ mit ihren schilfumsäumten Ufern, in der Ferne der Turm des Domes der Herzogstadt Wolgast. Diese Stätte mit ihrer Ruhe rundum nur unterbrochen durch das Murmeln der Wellen, war der rechte Ort zur inneren Einkehr und Besinnung. Das Täßchen Kaffee, von charmanten jungen Damen serviert und im Liegestuhl genossen, schmeckte hier ganz besonders gut.



Liegestuhlbereich vor dem Inselhof Zempin, Sommer 1941 (Privatarchiv Hilde Stockmann, Zempin)

Man konnte Dr. von Braun auch mit der Hand an der Ruderpinne auf einem Segelboot über Wasser kreuzen sehen. Wenn ich nicht irre, war ihm auch die Anschaffung von Sportruderbooten für uns Peenemünder zu danken, die ihren Liegeplatz im Karlshagener Hafen hatten. Das waren Beweise für seine Neigung zur Ausübung des Wassersports.

Die Harmonie mit dem Elternhaus

„*Ist er noch immer der große Junge geblieben?*“, so fragte der Vater einen Kameraden von mir. Die Eltern waren aus ihrem Domizil in Oberaudorf am Inn (wohin sie damals von ihrem ostdeutschen Besitz verschlagen worden waren, seiner Zeit lebte die

Mutter noch) aufgebrochen, um wahrscheinlich zum ersten Male den Sohn in seiner damaligen Wohnung in Zinnowitz zu besuchen. Welch eine Herzlichkeit des Verbundenseins und der Verehrung spricht doch aus diesen Worten? Sie spricht auch aus einem Bilde, das den 91 jährigen Ernährungsminister der Regierungszeit Papen/Schleicher, Freiherrn Magnus von Braun, mit seinem Sohn zeigt; bei seinem Aufenthalt in Oberaudorf aufgenommen, wenige Tage vor dem Start des „Apollo-11“-Unternehmens. Welche Gedanken mögen den alten Herrn erfüllt haben in den Tagen da wir alle in Deutschland mit unseren Wünschen in den USA waren. Welches Gefühl des Dankes und des Stolzes aber auch auf den Sohn, der wenn auch weit von seiner Heimat entfernt, in seinem innersten Herzen immer ein Deutscher bleiben wird.



Wernher von Braun (re) mit seiner Mutter Emmy und seinem Vater, Reichsminister a. D. Magnus Freiherr von Braun, im oberbayerischen Oberaudorf am 9. September 1958 (picture-alliance/dpa)

Es ist mir bekannt, daß der „Doktor“ auch bei seiner überreichlichen Beanspruchung in den Staaten, wenn ihn die dienstlichen Aufgaben auf den Kontinent riefen, immer die Gelegenheit nutzte, um seinem Elternhause einen Besuch, zu machen. Ein glückliches Familienleben lassen auch die mit seiner Familie veröffentlichten Bilder erkennen. Bei seinem nimmermüden Arbeitseinsatz und der unlöslichen Verbindung mit seiner großen Aufgabe bleibt für die Familie nur wenige Freizeit übrig. Selbst dann muß sie das Studium mit heimgebrachtem Aktenmaterial in Kauf nehmen. Wie dankbar wird der „Dokter“ sein für jede Stunde des Losgelöstseins. Deshalb muß jeder Mann die heute gewünschte, aber auch angeordnete Abschirmung verständlich sein.

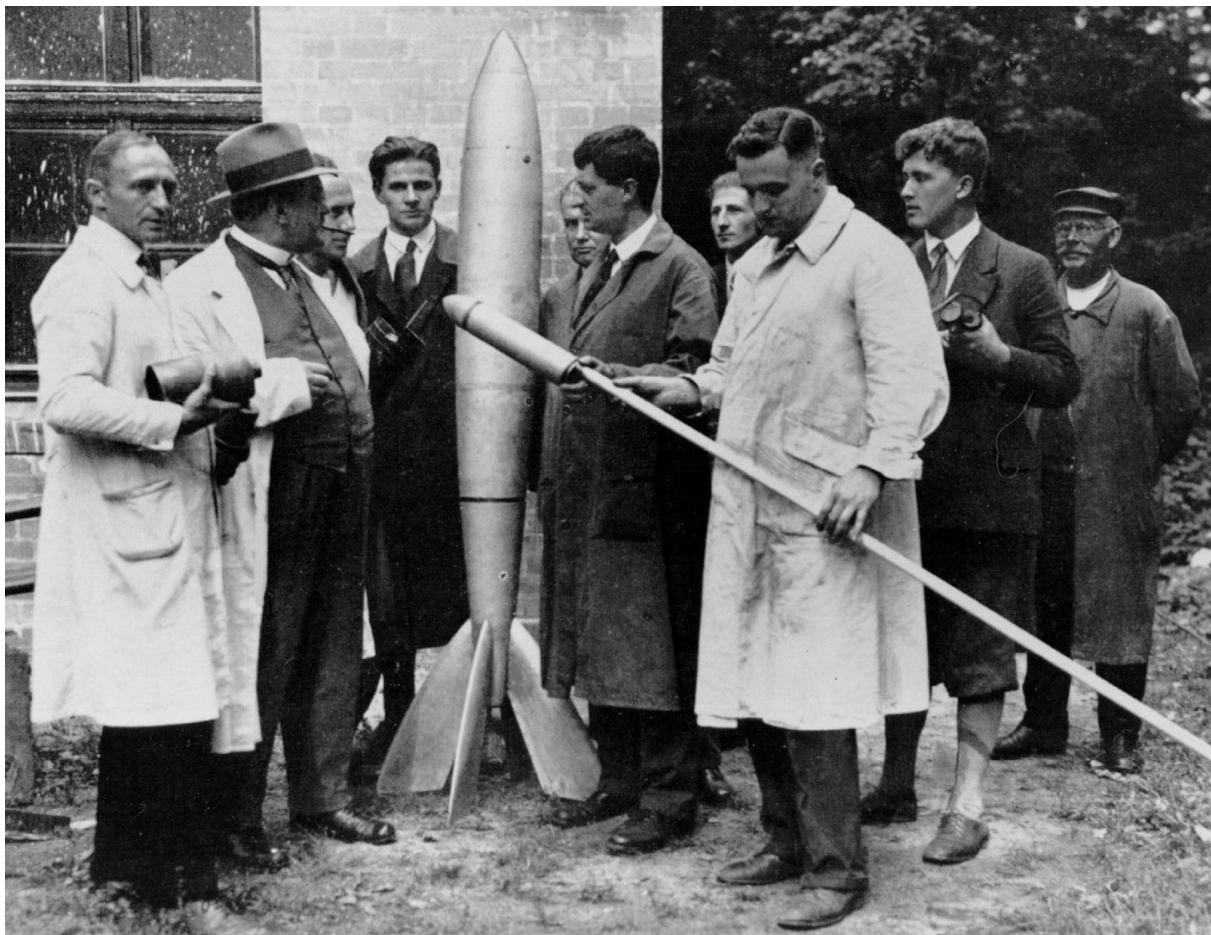
In einem Brief an unsere „Interessengemeinschaft ehem. Peenemünder“ kommt zwar das unaufhörliche Verbundensein zum Ausdruck, es ist darin aber auch von dem Bedauern zu lesen diesem Kreise so selten seine Anwesenheit schenken zu können. Diese Abschirmung ist dringendstes Gebot, das aus wenigen Zahlen erkennbar wird. Nach dem gelungenen „Apollo 11“- Unternehmen waren nahezu 3.500

Pressevertreter, darunter über mehr als 800 Korrespondenten aus mehr als 50 Ländern um eine Begegnung mit ihm bemüht. Davon hatte der Vater; gesprochen. So war es auch mir vorgekommen mit seiner Lebendigkeit und Aufgeschlossenheit, als ich dem erst 27-jährigen erstmalig begegnete. Dennoch kein seine Umwelt störender Feuerkopf, wußte er sehr wohl, was er wollte und traf mit Bestimmtheit seine Anweisungen. Diesen Elan wußte er auch auf seine Mitarbeiter nicht nur auszustrahlen, sondern auch zu übertragen. Wie gut, daß keiner von ihnen das 30 Lebensjahr überschritten hatte; ich denke dabei an die schon mehrfach genannten Herren Dr. Steinhoff, Dr. Schilling und Dr. Rees. Über ihnen allen bewegten sich wie der ruhende Pol der Oberst (später Generalmajor) Dornberger und Professor Oberth, letzterer als einer der bedeutenden Raketenforscher-Lehrmeister für alle. Für beide mag es nicht immer leicht gewesen sein, den überschäumenden Drang zum Vorwärts zu dämpfen.

Am 23. 3. 1912 wurde Wernher von Braun in Wirsitz, in der damaligen Provinz Posen, geboren. Da er Ostdeutscher ist, wird nur zu verständlich, daß ihm auch von uns Heimatvertriebenen große Verehrung zuteil wird. Der Hang zur Beschäftigung mit Raketen lag dem Jungen von Braun wohl im Blut, wenn er sich schon als Vierzehnjähriger damit beschäftigte. Wenn das vielleicht primitiv konstruierte Spielzeugauto ihm dabei auch um die Ohren flog, konnte ihn das nicht entmutigen. Bei seinem mit Flüssigkeit angetriebenen Auto hatte der Rennfahrer Fritz von Opel mehr Glück, als es beim Rasen über die „Avus“ in Berlin seine Zuschauer faszinierte. An vielen Orten machten damals Techniker und Ingenieure mit mehr oder minderen Erfolgen Versuche mit Flüssigkeitsraketen verschiedenster Bauweise, vielleicht war es auch der Mangel an Geldmitteln, um erfolgreich voranzukommen. Wo auf dem Büchermarkt Publikationen über Raketen erschienen, von Braun verschaffte sie sich. Immer wieder wimmelten diese Darstellungen von mathematischen Formeln, und mit deren Beherrschung, überhaupt mit den Kenntnissen in dieser Wissenschaft waren seine Lehrer zunächst gar nicht zufrieden, auch in den späteren Schuljahren nicht. Sonderbar wenn man berücksichtigt, daß der „Doktor“ heute ein Speicherwerk dieser Dinge sein muß. Nach dem Studium der Bücher, dieses mit der dem jungen Forscher eigenen Intensität, wandelte sich die Unkenntnis doch zu einem bedeutsamen Wissen, das seinen Lehrern Achtung abnötigte und ihn selbst das Abiturium schon als 18-jährigen bestehen ließ.

Im gleichen Jahre - 1930 - machen auch die ersten bedeutenderen Raketenforscher Nebel, Oberth und Klaus Riedel von sich reden. Mit der gleichen Arbeit hörte man schon ein Jahr zuvor von Max Valier. An diesem bekundete sogar Adolf Hitler sein Interesse, hatte dann jedoch bei der Teilnahme an einem Versuch dafür nur ein ablehnendes Lächeln übrig. Dieser Versuch fand auf einem Gelände in der Nähe von Berlin statt, den das Forscher-Team gemietet hatte, in Reinickendorf. Hier fand auch die erste Begegnung mit Rudolf Nebel statt, der auf von Braun aufmerksam wurde. Auf diesem Versuchsgelände war er immer zu finden, wenn abends seine unmittelbar nach Ableistung des Abiturs aufgenommene Tätigkeit bei der Firma August Borsig beendet war, wo er sich das praktische Rüstzeug aneignete. Die Verbindung mit seinem späteren großen Lehrmeister Prof. Dr. Oberth hatte er schon zuvor bei einer Besprechung nach dem Studium seiner „Raketenbücherei“ aufgenommen. Oberth war ebenso von seinem Wissen um die technischen Dinge beeindruckt, wie diese

Nebel fasziniert hatten. In welchem Umfange die Kenntnisse aller beim Zustandekommen des Films „Die Frau im Mond“ einen bedeutenden Anteil hatten, sei nur am Rande erwähnt.



Auf dem Hof der „Chemisch-Technischen Reichsanstalt“ Berlin mit der ursprüngl. Ufa 16-Liter-Rakete (UFA). Von links nach rechts: Rudolf Nebel (1894-1978), Dr. Franz Hermann Ritter, Hans Bemüller, Kurt Heinisch (1910-2001), o.N., Hermann Oberth (1894-1989) mit Minimum-Rakete „Mirak“, Helmut Zoike (1915-2005), Klaus Riedel (1907-1944), Wernher von Braun (1912-1977), o.N., Foto: Rolf Engel, 23.07.1930 (Marshall Space Flight Center History Office / NASA, Bild 6517791)

Das Interesse der Wehrmacht

Im Heereswaffenamt war die intensive Tätigkeit der „jungen Leute“ nicht unbeachtet geblieben. Entsprechende Veröffentlichungen in der Tagespresse wurden besonders von dem damaligen Chef, Oberst Prof. Dr. Becker, verfolgt. Ob diese Rakete nicht vielleicht auch für die Wehrmacht verwendet werden könnte? Für eventuelle Versuche war ja bereits der Artillerie-Schießplatz Kummersdorf vorhanden. Wie aber dieses Vorhaben zustande bringen?

Nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages waren dem Deutschen Reich die Herstellung und der Besitz nicht nur von U-Booten, sondern auch von herkömmlichen schweren Waffen verboten. Dies war um das Jahr 1929, als Becker sein persönliches beachtliches Interesse durch Bereitstellung finanzieller Mittel für Techniker und Ingenieure bekundete. Die Gelder gingen mit Rücksicht auf die Geheimhaltung zuweilen recht „dunkle Kanäle“. Der erwartete Erfolg blieb zunächst jedoch den Versuchen versagt. Da trat 1930 der Artilleriehauptmann Walter Dornberger in die

Dienste des Heereswaffen-Amts. Seiner Initiative, ist es wohl zu verdanken; daß Becker 1931 sich durch einen Besuch auf dem Raketenflugplatz Berlin überzeugen will was die da trieben

Nebel, Klaus Riedel und von Braun halten Vortrag und versuchen die Bedeutung ihrer Arbeit darzustellen, und auch von zu erwartenden Erfolgen zu überzeugen. Man möchte sagen, bei diesem Besuch schlägt für von Braun die Stunde seines Lebens. Dieser imponiert den Militärs nicht nur durch die Art seiner Interpretation, sondern auch wie er eine besondere Gabe besitzt, bei auftretendem Zweifel begreiflich zu machen versteht: „*An dem, womit wir uns hier beschäftigen, kann man nicht vorübergehen. Was wir zu einem Erfolg benötigen sind Zeit und Geld.*“ Befriedigt die Herren „Inspekteure“ das Gesehene auch nicht in der Erwartung, so kommt es doch ein Jahr später zu einem weiteren Besuch in Reinickendorf. Die gesehenen Vorführungen enden mit der Absprache, die Versuche in dem wahrscheinlich besser eingerichteten Platz Kummersdorf zu wiederholen. Was später in Peenemünde so viele Sorge bereitete, das trat auch hier in Erscheinung, einmal glückte der Start, um am nächsten Tag zu einem Versager zu werden. Man ist enttäuscht. Die Soldaten geben den Zivilisten verstehen, die Primitivität des Gebotenen verbürgt keine Erfolge, um hinreichend die Mithilfe der Wehrmacht zu vertreten. Enttäuscht kehren Nebel, Klaus Riedel und von Braun nach Reinickendorf zurück.

Da zeigt sich, wie später immer wieder der unbeugsame Wille des „Doktors“, doch zum Ziel zu kommen. Er entschließt sich zu einem persönlichen Besuch beim Oberst Professor Dr. Becker. Dieser ist wiederum davon angetan, wie von Braun mit seinem theoretischen Wissen brilliert und verspricht, dem „Trio von Reinickendorf“ unter der Bedingung zu helfen, daß ihre Arbeit unter die Regie des Heereswaffenamts nach Kummersdorf verlegt wird. Es kommt zu lebhaften Diskussionen mit Nebel und Riedel, die jedoch von Braun nicht davon abbringen können: Kummersdorf ist die einzige Lösung, um weiterzukommen. Diese Erkenntnis war die Folge der Überlegung, daß mit unmittelbarer finanzieller Hilfe des HWA für eine private Institution weiterhin nicht zu rechnen wäre. Es war aber auch nicht an die Beteiligung der privaten Industrie zu denken, Gelder für eine Sache herzugeben, deren Erfolg zumindest doch noch sehr ungewiß war.

Da war es Dornberger, der erkannte, diesen energiegeladenen, vorwärtsstürmenden von Braun dürfe man sich nicht entgehen lassen. Sicher sei das ein wertvoller Mitarbeiter in seinem neuen Arbeitsbereich, dem Referat für die Entwicklung von Flüssigkeitsraketen im Heereswaffenamt. Hinsichtlich der Versailler Bestimmungen schlüpfte Dornberger durch eine Lücke: Bei Kriegsende 1918 gab es noch keine



General der Artillerie Prof. Dr.-Ing.
Karl Becker, 1937 (HTM Peenemünde,
Archiv, Akz. 2016-0030)

Raketen, die man hätte verbieten können. Dem Theoretiker von Braun gab er als Praktiker den Schlosser Grunow an die Seite, dessen Mitarbeit und Können später in der Ernennung Obermeister in Peenemünde gewertet wurde.

Der Reichswehrminister		Berlin W 10, den <u>27.</u> 11. 1932. Königin-Augusta-Straße 38-42 Fernsprecher: Dtschverfah C 1 Steinplatz 0012 Dtschverfah C 1 Steinplatz 6265, 6341					
Bestellzettel		Nr.: Wa Prw 1 / I 10144					
Auftrag-Nr. bei allen Schriftstücken stets angeben!							
Firma v. Braun Herrn							
						<u>B e r l i n W.35</u>	
						<u>Schöneberger Ufer 36a</u>	
Auf Ihr Angebot vom 20.10.32. — Lieferung — Instandsetzung — der untenstehend aufgeführten Gegenstände zu den angegebenen Fällpreisen — einschl. auschl. Verpackung — frei Eisenbahnwagen des Herstellungsortes — frei Empfangsstelle						wird Ihnen hiermit der Auftrag auf zu den umseitigen Bedingungen übertragen.	
Lieferstift: <u>Vertrag auf vorläufig 4 Monate</u>							
Empfänger:							
Abnahme geschicht							
Rechnung ist an die auftraggebende Stelle einzusenden. — Die Verpackung wird — auf Ihre Kosten nicht zurückgefunden.						V. <u>Wernher</u> Im Auftrage	
Bestätigung des Auftrages erbeten.						Major u. Leiter d. Wa Prw. 1 <u>f.d.</u> (Unterschrift)	
S c h l a n d.	Anzahl	G e g e n s t a n d		Einheitsmenge	G e l d b e t r a g		
		Entwurf, Leitung des Aufbaues und Vornahme von Untersuchungen gemäß näherer Anweisung des Wa Prw. 1/I an einem Flüssigkeitsrückstoß-Prüf- stand auf Hauptbatterie West in Kummersdorf		Arbeits- tag	im einzelnen RM Pf	im ganzen RM Pf	
		Von den ausgeworfenen Kosten ist zu decken: Führerlöhne, Übernachtung und Verpflegung in Kummersdorf. Abrechnung monatlich. Antrag auf Übernachtung in Kdf. jeweils bis Sonnabend der vorhergehenden Woche.			14.-		

Dipl. Ing. Ernst Ritter von Horstig (Wa Prw 1/I): Werkvertrag für Wernher von Braun, 27.11.1932
(aus: Olaf Przybilski: *Raketentriebwerke aus dem deutschen Heereswaffenamt: Vermischungsstrategien bei der Injektorentwicklung in Kummersdorf*. - Books on Demand, 2014, S. 98)

Mit dem 1. Oktober 1932 wurde von Braun vertraglich als Angestellter des Heereswaffenamts einberufen. Wenige Monate später trat auch Walter Riedel zu dem „Duett“, und dieses Trio ist die Urzelle der Peenemünder Entwicklung. An dieser Stelle möchte ich den Bericht über unseren Doktor abschließen. Seine spätere Tätigkeit auf der Heeresversuchsanstalt Peenemünde und die damit verbundenen Schwierigkeiten, Mißerfolge, Enttäuschungen vielfältiger Art neben den Erfolgen gehören in das Gesamtbild der Versuchsstelle, über die ich in einem späteren Bericht zu Wort kommen werde.

(Fortsetzung folgt)



Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

**Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP.
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in „Die Pommersche Zeitung“**

9. Fortsetzung

Peenemünde und die NSDAP

Potsdam mit seinen Königen und ihren Regimentern tapferer, sieggewohnten Soldaten war jahrhundertlang die Hochburg des Preußentums. Als 1918 die „Lichter in Deutschland erloschen“ ging die Zeit, von der man als der guten, alten auch goldenen Zeit sprach zu Ende. Nur wenige Jahre später sprach man von dem heutigen Wohnsitz der Herzogin und Kaisertochter Viktoria Luise von dem „Roten Braunschweig“. Schon Jahre, bevor die Aera des Dritten Reiches begann war das Ostseebad Zinnowitz dafür bekannt, daß Kurgäste „jüdischer Rasse“ unerwünscht waren. Indem wählten überwiegend das nahe Heringsdorf. Welche politische Richtung war in Peenemünde erkennbar?

Meine Beurteilung mag insofern maßend erscheinen, als ich nur von August 1939 bis Mai 1945 anwesend war, einem Teilabschnitt zwischen der Zeit der Umsiedlung der 100 Kummersdorfer auf die Insel um 1937 und 1943 vor dem Luftangriff, als die Versuchsstelle mit etwa 20.000 Beschäftigten „auf höchsten Touren lief“. Diese gegenüber im Jahre 1936 registrierten ansässigen Peenemündern. Sie dürften in ihrer politischen Entscheidung kaum in Erscheinung getreten sein. Als Fischer und Bauern dürften sie sogar froh gewesen sein, wenn man sie mit „so etwas“ in Ruhe ließ.

Nachdem zunächst die Kummersdorfer seßhaft geworden waren, die Beschäftigtenzahl weiter anwuchs, dann das 4000 Mann starke Versuchskommando Nord in die Karlshagener Baracken einzog, kam Leben in die Versuchsstelle, das zur Zeit des Luftangriffs auf seinem Kulminationspunkt angekommen war. Man darf bei diesem Bevölkerungsschwund jedoch die Fremdarbeiter nicht vergessen. Ich möchte damit ausdrücken, wie die Bevölkerung kontinuierlich zunahm.

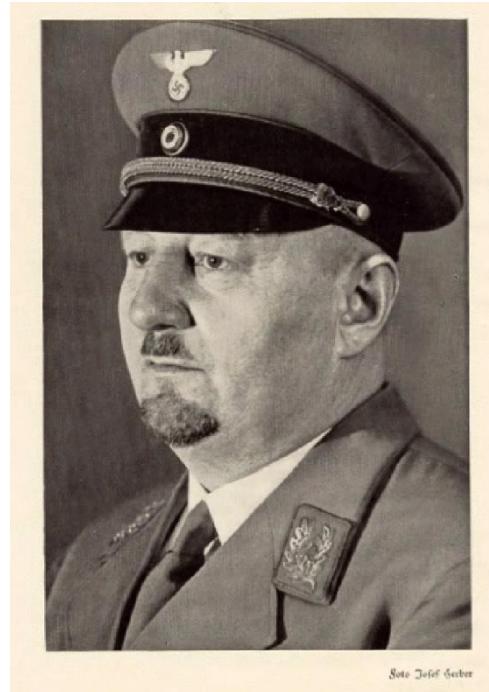
In welcher Weise wurde bei dieser Entwicklung die Partei tätig? Meine Aussage kann natürlich nur eine persönliche Meinung vertreten: Die NSDAP hatte versäumt, zur rechten Zeit den richtigen Mann zur Bildung einer Zelle anzusetzen.

Bei meinem Eintreffen in Peenemünde im August 1939 versah ein Herr B. die Geschäfte eines Betriebsobmannes. Wenn ich mich recht erinnere, ein ehemaliger Gutsherr, von dem mir nicht bekannt ist, ob die Partei ihm das Amt übertrug, bzw., ob er sich darum bewarb, in der Absicht, auch für die „Bewegung“ etwas zu tun. Ich habe wenigstens nie erfahren, daß er mit beachtlichen Leistungen in Erscheinung getreten wäre. Dem ständigen Uniformträger möchte ich beste Absichten unterstellen. 50-jährig etwa, zu labil, die mit seinem Amt verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Nichts dokumentiert die politische Haltung der Peenemünder besser als ihre Einstellung zu einem Besuch des Gauleiters. Nachdem Adolf Hitler den Gauleiter Peter von Heydebreck aus hinterpommerschem Adelsgeschlecht, als in der Röhmaffäre verdächtig, hatte füsiliieren lassen, bestimmte er zu seinem Nachfolger Franz Schwede-Coburg einen ehemaligen Deckoffizier der Kaiserlichen Marine. Um sich über die Arbeit in Peenemünde zu informieren, kam er dorthin zu einem Besuch.

Seine immer zur Schau getragene Arroganz paßte nur gar nicht zum zurückhaltenden Auftreten der Peenemünder Führungskräfte. Dies gefiel sicher auch nicht der Belegschaft zu deren Begrüßung er in eine der großen Werkhallen gekommen war, in der das „*Heil 'Gauleiter*“ dann auch so wenig vernehmlich ausfiel, daß das Versäumnis zu einer Beschwerde beim Kommandeur reichte.

Nach diesem Fiasko wurde der Gast dann zu einem Essen in das Kaminzimmer des Offizierheims gebeten. Dieses war durch eine Schiebetür von dem großen Speisesaal abgetrennt, in dem neben den Offizieren auch die Angestellten zur gleichen Zeit zu Tisch saßen. Als der Gauleiter, auf die geschlossene Tür verweisend, dann die Frage stellte: „*Was sitzen denn da noch für Leute?*“, und diese „Leute“ später davon erfuhren, hatte der Gauleiter die Sympathien für seine Person nicht nur, sondern auch die Partei ihre Chancen restlos vertan. Natürlich waren auch wie aller Orten die Partei-Organisationen wie NSV, Jugendformationen u.a.m. tätig. Am Tag der Wehrmacht fand so etwas wie ein „Volksfest“ statt, dessen Ausgestaltung ließ sich jedoch die Heeresstandortverwaltung angelegen sein. Fazit: Die Heeresversuchsstelle Peenemünde war keinesfalls ein beachtlicher Stützpunkt der Partei. War das vielleicht ein Grund für die Einrichtung einer Dienststelle der Gestapo in der oberen Etage des Kommandanturgebäudes in der ein Herr Riederer residierte? Ersuchte seine Daseinsberechtigung nachzuweisen, wenn er vor allem die Fremdarbeiter bespitzelte, unter denen nicht selten die weiblichen jungen Arbeitskräfte seine Opfer waren. Die mangelnde Beherrschung der Deutschen Sprache und damit zutage



Gauleiter Franz Schwede-Coburg.
Quelle: *Schriften der Hochschule für Politik, Heft 2: Die Führerpersönlichkeiten des Nationalsozialismus*. Verlag Junker und Dünnhaupt, Berlin 1939

treitende schlechte Verständigung ließ diese armen Wesen sehr leicht in das Spinnwebnetz der Verdächtigungen geraten.

In Wolgaster Fähre Wolgast-Greifswald

In den von Ducherow- Swinemünde- Zinnowitz kommenden Zug stieg man in Trassenheide zu und erreichte bei Wolgaster Fähre die Zielstation auf der Insel, wo eine Gaststätte, früher, als die Überfahrt nach Wolgast noch eine Fähre bewerkstelligte, die Fahrgäste aufnahm und bewirtete. Als der Verkehr jedoch noch vor Kriegsbeginn an Umfang zunahm, machte man sich Gedanken über den Bau einer Brücke. Abschließende Verhandlungen, vor allem hinsichtlich der Hergabe von Geldmitteln, kamen nicht zustande. Da war es ein Automobilisten-Verband, der die Initiative ergriff, die Brücke in eigener Regie zu bauen mit der Auflage, für jeden Passanten gleichgültig ob Fahrzeug oder Fußgänger, so etwas wie einen Brückenzoll zu erheben.



Soldaten der Heeresfahrbereitschaft Peenemünde vor der Wolgaster Brücke, 1941-1943.
Quelle: HTM Peenemünde, Archiv, APS Heinrich Lehmann, Bild 132

Nicht lange danach wurde die Heeresversuchsstelle eingerichtet, und man kann wohl annehmen, daß infolge des dann einsetzenden unerwarteten Verkehrs die roten Zahlen in den Büchern des Erbauers, ich glaube es war der ADAC, ausgebucht werden. Wolgast einst die Residenz der pommerschen Herzöge, wechselte in mancherlei Kriegszeiten den Besitzer, war eine Kleinstadt mit etwa 15.000 Einwohnern. Sie verdiente mit ihren Handwerkern auch an dem Aufbau Peenemündes, viele ihrer Bewohner waren dort als Arbeiter und Angestellte in Lohn und Brot.

Einer meiner tüchtigsten Mitarbeiter, Wilhelm Ady kam aus der Badstubenstraße 6. Als ich einmal dort einen Besuch machte, überkam mich ein eigenes Gefühl. Ich befand mich in dem Hause das einmal vor etwa 40 Jahren im Besitz meiner Eltern gewesen war. Peenemünder traf man dort genau wie in Zinnowitz in Mengen, und es war eigentlich unverständlich, daß jemand versucht haben könnte, sich zu tarnen. Das konnte nicht glücken. Ich denke an einen unserer Herren, der dies einmal durch Anlegen von Zivilkleidung, zum anderen mit einer tieffarbigen blauen Brille versuchte, doch von einem seiner zivilen Untergebenen angesprochen wurde: „*Na, Herr Oberstleutnant, auch ein wenig in Wolgast amüsieren?*“.

Für „solches“ war Wolgast nun wirklich zu klein, ich möchte das in dem Besuch auch nicht vermutet haben. Mit seiner Industrie hatte das Städtchen einen bedeutenden Ruf durch sein Gußstahlwerk wie durch eine Bootsbauwerft. Sich ein kleines Vergnügen zu gönnen, war die nahe gelegene Stadt Greifswald mit der Ernst-Moritz-Arndt-Universität schon besser geeignet, wenn man sich für den Besuch des guten Theaters entschied.

Schönheit der Natur auf der Versuchsstelle zwischen den Werkhallen

Sie erfreute uns dort nicht nur unmittelbar vor der Türe unserer Unterkünfte. Noch im Torbogen der Werkstatt ging der Blick in das herrliche Waldesgrün. Je mehr der Ausbau der Anlage voranschritt, je mehr ging leider auch von der Natur verloren. Nahezu unberührtes Gelände so lange die Anlage an der Straße nach Peenemünde-Dorf linksseitig noch nicht erstellt war, war die Landschaft hinter dem Krankenrevier Richtung Pee-Dorf, nördlich begrenzt durch die Straße nach dort, das Eldorado für Naturbegeisterte. Ein Mischwald jahrhundertealter Eichen und stämmiger Buchen; der eine durch Blitzschlag zerschmettert, der andere in einer Sturmnight zu Boden gebrochen, von einer dichten Moosschicht überwachsen.

Ein Reiter hoch zu Roß blieb in den hohen Farnen verborgen. Dazwischen gab es seichte Tümpel, leider, auch Myriaden von Mücken. Das Gewässer war Tummelplatz allerlei Getieres, ein Urwald im wahrsten Sinne des Wortes. Von hier kam zur Herbstzeit auch das Röhren des Hirsches. Ihn zu jagen zog es General Dornberger in diese Stille. Sie zwang besonders in den frühesten Morgenstunden zu so etwas wie einer dankbaren Andacht hier sein zu dürfen, bei dem Gedanken, daß damals noch weit vor den Grenzen unseres Vaterlandes der Schnitter Tod die Sense schwang.

In dieser Stille traf man nur selten einen Menschen. Mir waren die besonderen Wege bekannt, wo die Allmacht Natur erkennen ließ, wie klein wir Menschenkinder doch

sind. Zur Winterzeit wurde das Wild besonders zutraulich, wenn es zur Fütterung bis an die Fenster des Krankenrevieres herankam. Dabei waltete Schwester Marga dieser schönen Aufgabe. Sie war aber auch ihrem Oberstabsarzt Dr. Bahr eine wertvolle Assistentin. B. war nach Peenemünde einberufen nachdem sein Vorgänger Dr. Bunte zum Fronteinsatz kam. Dr. Puschmann war der spätere Assistent des Dr. Bahr. Zu aller Verwunderung ehelichte dieser eine sehr junge Stabshelferin. Sie versuchte auch ihrem Manne eine Helferin zu sein, versagte dann aber später auf der Flucht nach Witzenhausen, Ja, natürlich benötigte man in Peenemünde ein Krankenrevier, das sich in einer Zweigstelle im Barackenlager Karlshagen mit dem aus Gollnow gekommenen Dr. Gahrmann noch erweiterte.

Was tat man zur sozialen Betreuung der Gefolgschaft?

Wenn auch die Natur den Mitarbeitern nach der Tagesarbeit Erholung zu verschaffen vermochte, bei der so vielseitig charakterlich veranlagten Belegschaft konnte die Natur nicht Allheilmittel für alle bedeuten. Soweit der Krieg es zuließ, wurde auch die vergnügliche Abwechslung gesucht. In dieser Richtung wurden Kinovorstellungen geboten, die bei der Luftwaffe in Werk West für einen bestimmten Personenkreis stattfanden. Auch der 600 Personen fassende Speiseraum im Wirtschaftsgebäude im Lager Karlshagen wurde dafür bereitgestellt. Hier wurde den Peenemündern ein besonderes Erlebnis geboten als es dem Chef der HStOV Stabszahlmeister Röpke gelang, die bekannten Berliner Künstler Lotte Werkmeister, Rosl Seegers und Bruno Fritz für einen Unterhaltungsabend zu engagieren, Ich möchte glauben, daß diese Künstler selten ein mehr begeistertes Publikum erlebt haben. Röpke war es auch der am „Tage der Wehrmacht“ einem Volksfest ein besonderes Gepräge gab, durch das Zurverfügungstellen eines gespendeten schwerpfündigen Schlachtschweines, das in einer Verlosung zu gewinnen war. Daß auch an die Aufstellung von Würfel- und Schießbuden gedacht war, versteht sich am Rande. Auf dem Platz vor dem „Brandenburger Tor“ wurde für wenige Pfennige ein schmackhaftes Eintopfessen verausgabt, und die Kapelle des Wachtrupps spielte um die Mittagszeit muntere Weisen.

Der Frühspor

Damit „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ die Peenemündner nicht etwa steif werden ließ, und sie den nötigen Schwung behielten, waren alle Dienststellen um die Ausübung des Frühspors bemüht, der zweimal in der Woche vor Dienstbeginn am Strand mit nachfolgendem Baden durchgeführt wurde. Dabei war es wieder Röpke, der mit Eifer darauf achtete, daß niemand aus seiner Gefolgschaft sich von dieser zum Teil recht lustigen Beschäftigung und auch dem notwendigen Training „drückte“. Dies umso mehr, als unser ältestes Gefolgschaftsmitglied mit seinen 72 Jahren sich munter am 100-m-Schnelllauf beteiligte. Eigenartig: die Fischer, die doch eigentlich auf dem Wasser und mit ihm groß geworden waren, ließen recht oft erkennen: „*Mit Water anne Feut, dormit willn wi nix to don hewwen.*“ Ich beobachtete einmal folgende Unterhaltung zwischen dem Chef und einem gar nicht einmal so alten Arbeiter, der die Kleider nicht abgelegt hatte und sich im Dünensand aalte, nachdem seine Kollegen schon weit draußen in der See schwammen. Röpke: *Warum baden Sie nicht?* Der Gefolgsmann: *Ich habe Rheumatismus, der Arzt hat mir baden verboten.*

Röpke: *Weshalb gehen Sie zum Arzt, der hilft Ihnen auch nicht, der will nur ihr 'Geld? Ich kein Arzt, sage Ihnen, nun rein ins Wasser. Der Rat kostet nichts, und Sie werden sehen, Sie werden Gesund. Ich habe auch mal Rheuma gehabt, nach dem Baden ist das weg, los ausziehen!* Ja, das war Röpke; der auch beim „Schinkenklopfen“ mitmachte, bei dem dann mancher besonders hart draufschlug, wenn Röpke sich büken mußte.

Winterzauber der Landschaft

Übte sie auf ihre Besucher zur Sommerzeit eine gewisse Anziehungskraft aus, so nötigte sie mir zu jeder Jahreszeit Bewunderung ab, ganz besonders wenn die Natur mit ihrer Sturmgewalt die Nichtigkeit der Kreatur Mensch erkennen ließ. In wenigen Stunden wurde der Ostwind zu einem orkanartigen Sturm überspülte den Strand, vernichtete, was sich ihm entgegenstellte. Mehr als einmal gelang es nicht mehr die aufgestellten Strandkörbe, wertvolles Eigentum der Insulaner, zu bergen. Fegten dann erst die Schneewehen über die Insel, dann bescherte der oft tagelang anhaltende Schneefall meiner Kamera einzigartig schöne Motive, nicht nur im tiefen Kiefernwald, auch an der See, sowie rund um unsere Behausungen. Bei einem Besuch der Zinnowitzer Seebrücke hatten die Eismassen sich wie eine Manschette um die Pfosten der Brücke gelegt. Der Weg zum Kasino war fast unbenutzbar geworden, lockte mich aber immer wieder für neue Entdeckungen hinaus. Filigran hing die weiße Pracht an den dünnen Kiefernästen, Figuren wie aus dem Zauberreich säumten meinen Heimweg.



Die zugefrorene Seebrücke in Zinnowitz im Winter 1941.
(Quelle: HTM Peenemünde, Archiv, APS Willi Barsch, Bild 7)

(Fortsetzung folgt)

tk

Peenemünder erinnern sich!

Ich war in Peenemünde

**Beim Raketenprofessor Dr. Wernher von Braun auf der HVP.
Begebenheiten am Rande des großen Geschehens / Fortsetzungsbericht von
Karl Nehls, veröffentlicht 1969 in „Die Pommersche Zeitung“**

10. und letzte Fortsetzung

In Peenemünde war es ja schon immer etwas bunt zugegangen, und so bunt war auch das Volk, daß sich auf dem Trassenheider Bahnhof einfand, unsere Angehörigen gaben uns das „letzte Geleit“. Als dann der Abmarsch begann, lieferten in Trassenheide krepierende Granaten die entsprechende Begleitmusik; „Granaten, abgefeuert von den russischen „Befreiern“, die dann später die Bevölkerung sehr bald von dem „befreiten“ was sie sich bei knapper Kriegsbewirtschaftung aufgespart hatte. Das ahnte wohl die Bevölkerung bereits, als sie dem abgehenden Transport recht lautstark Buh-Rufe hinterher schickte mit den Worten: „*Das sind vielleicht tapfere Krieger, hauen ab, und überlassen uns hier unserem Schicksal!*“

In Zinnowitz entwickelte sich eine regelrechte Panik, als russische Tiefflieger über das Gelände rasten und die versammelte Menge unter Beschuß nahm. Man kann nicht gerade sagen, sie wurde besänftigt, als später die Mannschaften des auf den Hängen neben den Gleisen lagernden Transports Marschverpflegung in Form von „Feuerwasser“ empfing. Wir hatten ja bereits am Nachmittag die Flaschen im Kasino aufgespürt, neben dem Flüssigen gab es aber auch feste Marschrationen. Das diente wieder einmal für uns zur Beruhigung, nachdem wir erfuhren, dem aus 50 Waggons bestehenden Transportzug war die Lok in Zempin defekt und nicht einsatzfähig geschossen worden. Zwei auf dem Bahnhof in Zinnowitz in Reserve gehaltene Maschinen hatte zuvor das gleiche Schicksal ereilt, schöne Aussichten fürs Stiften gehen.

„Überraschungen“ bis Swinemünde

So um die Mittagsstunde gab dann der Stationsvorsteher die Abfahrt frei, nachdem eine Ersatzlok im wahrsten Sinne des Wortes „angekeucht“ kam. Ich bestieg Wagen 10, unter dem man sich keineswegs einen solchen des heute bekannten TEE-Zuges vorstellen sollte. Man hatte ja auch wohl in den Kriegsjahren seine Erfahrungen mit diesen offenen Wagen gesammelt, aus denen man bei Gefahr leicht „herausjumpen“ konnte, sie leichter verlassen, als durch viele Gänge und Türen.

Für die Erprobung fanden wir nicht viel später Gelegenheit, als in Ueckeritz die Maschine und die folgenden Wagen durch russische Flieger unter Beschuß genommen wurden. „*Hast de, was kannst de*“ raus aus unserem „Coupee“ in den schützenden Wald. Ich habe auch den Kameraden Nürnberg niemals zuvor so schnell laufen

gesehen. Die Jäger nahmen dann von dem Überfall auf den Transportzug Abstand und zum Ziel die Wohnhäuser an der Bahnstrecke, von denen eins getroffen wurde und in Flammen aufging. Wir hatten die ersten Verwundeten. Bald kreisten wieder etwa zehn Flugzeuge über uns, jedoch ohne abzuwerfen bzw. schießen.

Wir setzten die Fahrt fort als mehrere feindliche Flugzeuge zum dritten Angriff ansetzten. Dies war etwa bei Heringsdorf. Dieses Mal lief ich mit Kamerad Mensel um die Wette, der noch eine Stabshelferin „unter seine Fittiche“ genommen hatte. Nach Wiederaufnahme der Fahrt erreichten wir dann gegen 20 Uhr den Badbahnhof Swinemünde.

Wir hatten zu der etwa 45 km langen Strecke Zinnowitz/Swinemünde, die die Reichsbahn ansonsten in etwas mehr als einer halben Stunde schaffte, acht Stunden benötigt.



Sowjet. Schlachtflugzeug Ilyushin Il-2 "Stormovik" beim Angriff, 1945

Quelle: BArch, Bild 183-R85077

Einschiffung auf SS „Eberhard Essberger“

Wie wir so in der Kolonne durch die Stadt zum Kaiserbollwerk marschierten, konnte man von dem „Haufen“ mit seinem allerlei Gepäck und in teilweise recht bunter Aufmachung sagen, wie 1812 einst ein Freiheitssänger die geschlagene französische Armee an der Beresina besang: „*Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen!*“ Die Kulisse boten die entlang der Straße liegenden, in den Bombennächten niedergebrannten Häuser und Ruinen. Die Stadt hatte unter dem Angriff am 12.3.1945 besonders schwer gelitten. In der Vermutung die Russen würden, wie wiederholt in den letzten Nächten, auch in der kommenden Nacht wieder einen Angriff fliegen, war ich nicht besonders erbaut, davon zu hören, die an der Pier vertäut und für den Abtransport bestimmten Schiffe gehen erst am nächsten Morgen in See.

Für die Aufnahme der „Peenemünder“ war „Eberhard Essberger“ bestimmt, den wir hochbordig vor uns liegen sahen. Was bot sich da unserem Auge! Die Bordwand behängt mit viel Tauwerk, Netzen und Jacobsleitern, dazwischen festgezurrte Flöße, alles Möglichkeiten der eigenen Besatzung des Schiffes bei einer Katastrophe Halt zu bieten, bzw. aber auch Schiffbrüchigen das An-Bord-kommen zu erleichtern. Beim Betreten der Gangway erfuhr ich von dem dort postierten II. Offizier: Bei diesem letzten aus Swinemünde auslaufenden Transport erfaßt dieser nicht nur die „Peenemünder“, sondern darüber hinaus alle Einheiten, die sich im Raum von Swinemünde „angestaut“ haben; in einer Gesamtzahl von etwa 25000 Köpfen.

Diese werden verteilt auf 10 bis 15 Hilfskreuzer aller Größen, die sich am nächsten Morgen auf Swinemündes Reede sammeln, um dann im Geleit von mit Flakgeschützen bestückten Schiffen den Kurs nordwärts zu nehmen.

Die Gerüchte

Natürlich kursierten schon auf der Eisenbahn nach Swinemünde allerlei Greuelmärchen, bezüglich „wohin der Fahrt“. Die einen meinten, man wolle mit uns auf See umherkariolen, bis es zum Waffenstillstand gekommen sei, um uns dann wieder auszubooten. So wäre vermieden, den Russen bei der Besetzung als „kämpfende Truppe“ in die Hände zu fallen. Die anderen glaubten sich auf der Fahrt nach Kurland zum Einsatz; vielleicht würde man die ganze „Meute“ auch in Kopenhagen an Land setzen.

Für unsere Unterbringung an Bord war keineswegs an Kabinen gedacht, schließlich waren wir ja im Kriege und auf der Flucht. Die Flüchtlinge aus dem Osten hatten zu ihrem Elend wenige Monate zuvor noch die eisige Kälte in Kauf nehmen müssen, wir „segelten“ in der Maiensonnen.



Das 1943 gebaute Frachtschiff Eberhart Essberger. 1945 wurde es als britische Kriegsbeute erbeutet und in *Empire Ayr* umbenannt. Es wurde 1946 der Sowjetunion zugeteilt und war bis zu seiner Verschrottung 1974 als *MV Dmitry Donskoy* im Einsatz.

Schulterstücke vermittelten keinen Respekt mehr

Wir waren ja nun an Bord und damit wohl auch sicher zu „entkommen“, deshalb hinsichtlich des Platzes keineswegs wählerisch. Wenn an einem Durchgang auch nicht sonderlich bevorzugt. Kamerad Nürnberg nicht übermäßig mit Schiffsbauten vertraut und in Unkenntnis der an Bord geübten Gepflogenheiten, hatte an einem zum Speigatt führenden Wasserlauf schlecht „gewählt“. Als am nächsten Morgen Deckwassen „gepfiffen“ wurde, empfand er plötzlich eine mehr als notwendige Kühlung am „verlängerten Rückgrat“. Chef Döring war nach der Feststellung, daß ihm seine noch kürzlich bei der Kleiderkasse in Berlin beschafften Handschuhe geklaut wurden, auch nicht gerade froh gestimmt.

Ganz außer Fassung geriet er, als ihm dann noch als Sonderüberraschung ein Matrose mit seinen in des Wortes wahrster Bedeutung „Quadratlatschen“ auf die Finger trat. Von seinem mit einer Taschenlampe beleuchteten Hinweis auf seine Schulterstücke nahm der Janmaat aus Ostpreußen keine Notiz und meinte ganz im Gegen teil: „*Wejem dem, jeben wir heite nuscht mehr!*“ Sich über den vielen Ärger einzuschlafen gelang dem Chef auch nicht, als er feststellte, daß die zum Trösten für unterwegs reservierte Asbach-Flasche neben sich nicht nur umgefallen, sondern restlos ausgelaufen war, der kostbare Inhalt nahm den Weg zum Speigatt. Nürnberg enthielt sich nicht zu bemerken, „*mir zog der Geruch schon länger in die Nase*“, worauf Döring: *Hätten Se doch mal was gesagt!* So endete der 1. Tag auf der Flucht.

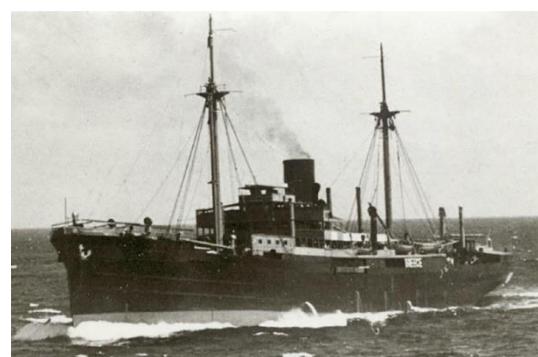
4. Mai 1945 - Wir verlassen Swinemünde.

Ich hatte doch wohl ein wenig geschlafen, als ich bald nach 4 Uhr an Deck ging, um Möglichkeiten zu suchen die Notdurft zu verrichten, bzw. mich zu waschen. Das eine war genau so ein Problem wie das andere, weil Soldaten mit dem gleichen Vorhaben an gleicher Stelle sich zu einer langen Schlange angereiht hatten. Nun dann lassen wir es eben! Ein Erschüttern durchlief den Schiffskörper. Der Steamer kam in Fahrt nachdem um 6 Uhr von der Brücke das Kommando Leinen los' gegeben wurde. Ein Blick noch einmal auf das sich immer weiter entfernende Bollwerk ließ erkennen, welch eine ungeheure Menge von Vorräten aller Art, darunter auch Verpflegung, zurück geblieben war. Wir passierten den Osternothafener Leuchtturm, die Molenköpfe und fügten uns mit unserem „Eberhard Essberger“ in das auf der Reede liegende Geleit ein, um dann „Anker fallen“ zu lassen.

Untergang des Hilfskreuzers „Orion“

Wir erkannten in beachtlicher Höhe anfliegende russische Jäger, auf die sich so gleich ein konzentriertes Feuer aus den Flakgeschützen des Geleitzuges richtete. „*Hei wie die Richtschützen auf ihrem Sitz jonglierten!*“ Eine Maschine, die etwas kuragiert gewesen war, wurde getroffen und stürzte unter großem Jubel der Besatzungen und „*Einquartierten*“ den verschiedenen Schiffen mit schwarzer Rauchfahne in die See. Nachdem wir „Anker auf“ gegangen waren erfolgte bereits der 2. Angriff etwa auf der Höhe von Heringsdorf der die Russen wieder zwei Maschinen kostete. Jedoch die Brüder gingen ran und ließen unsere Flotte auch nicht „ungeschoren“. Noch mit dem Anfliegen der Maschinen auf Beobachtung, entdeckten wir plötzlich ein aus einem Bomber kommendes „*Etwas*“, und schon wenige Sekunden später querte die Spur eines abgeworfenen Torpedos 15 m vor dem Bug die Fahrtrichtung der „Eberhard Essberger“.

Der liebe Gott hatte noch einmal den Daumen dazwischen gehabt. Der Torpedo traf jedoch mittschiffs den Hilfskreuzer „Orion“ der in Fahrtrichtung zwischen dem Ufer und uns lief. Wohl wegen der Nähe des Festlandes und der immer wieder auflebenden Fliegerangriffe war an Rettungsmanöver nicht zu denken, ich habe auch später nichts Gegenteiliges erfahren. Zurück verfolgend stellten wir aus der „Orion“ aufsteigende feurige Lohe und schwarze Qualmwolken fest. Danach legte sich der Schiffskörper auf die Seite, man sprach später von 100 Vermißten.



Der Hilfskreuzer Orion - An der Evakuierung der dt. Ostgebiete beteiligt, wurde die Orion noch am 4. Mai 1945 auf dem Weg nach Kopenhagen bei Swinemünde versenkt.

Meine in Peenemünde verbliebene Familie wurde später durch die Nachricht erschüttert, daß zu den Vermißten außer dem Kameraden Nürnberg auch ich zu rechnen war, erst im Herbst erfuhren unsere Angehörigen die Gewißheit, daß wir noch einmal davon gekommen waren und heil und sicher in einem Lager bei Neustadt in Holstein saßen.

(Ende der Reihe)

tk

Die insgesamt 11 Teile dieses Erinnerungsberichts erschienen fortlaufend in den Ausgaben 2/2022 bis 4/2024 des Infoblattes des Fördervereins Peenemünde.

Thomas Köhler, 15.11.2024